Die Schreckensjahre von Lindheim.

Ein Beitrag zur Sittengeschichte des siebenzehnten Jahrhunderts.

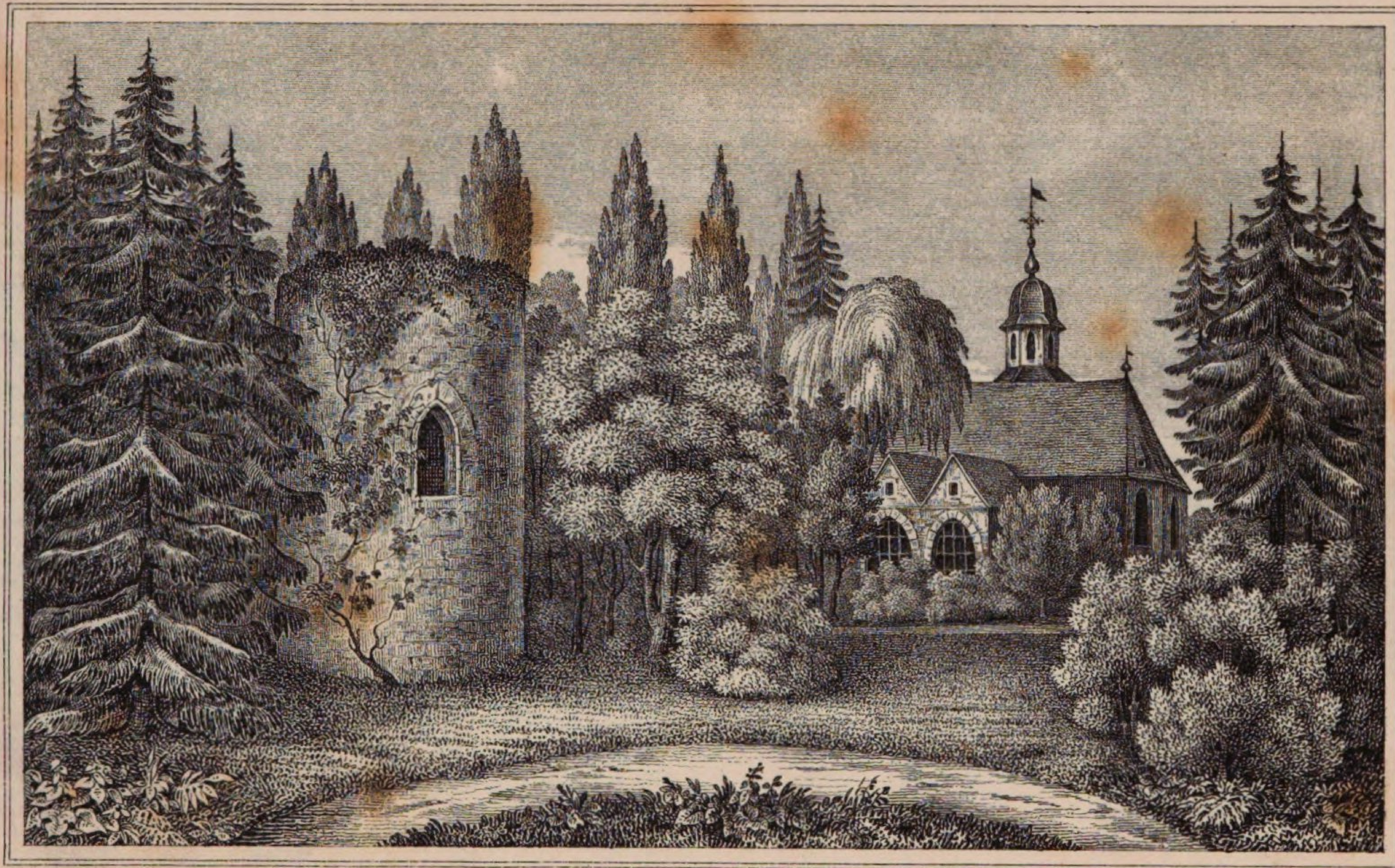
Für das Volk erzählt

von

O. Glaubrecht.

Mit einer Abbildung.

Dritte vermehrte Auflage.



Hexenthurm und Kirche zu Lindheim.

Die Schreckensjahre von Lindheim.

Ein Beitrag zur Sittengeschichte des siebenzehnten Jahrhunderts.

Für das Volk erzählt

von

O. Glaubrecht.

Mit einer Abbildung.

Dritte vermehrte Auflage.

Erlangen,
Heyder und Zimmer.
1850.

Darum muß der Kluge zu derselbigen Zeit schweigen,
Denn es ist eine böse Zeit. — Amos 5, 13.

Vorrede.

Wer unter uns hätte noch nicht von der guten, alten Zeit gehört, wer hätte sich noch nicht an den Schilderungen erfreut, die Aeltern und Großältern von einer Zeit gemacht, wo es viel besser auf der Welt gewesen sey, denn jetzt! Damals, sagt man, waren die Menschen frömmer, das Leben war einfacher, der Bedürfnisse waren wenigere. Ach, wenn doch die gute, alte Zeit wiederkäme! Aber sagt, ihr freundlichen Leser, wann war denn eigentlich diese glückliche Zeit? Zu unserer Väter Zeit war sie nicht, und diese hatten von ihren Vätern gehört, zu ihrer Zeit sey sie auch nicht gewesen. Ja, das glauben

wir wohl; denn sie war überhaupt nie, wenigstens in dem Sinne nicht, wie man von ihr redet, und was man die gute, alte Zeit nennt, das ist nichts, wie ein schöner Traum des Menschen, der Wohlgefallen hat an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen, der aber ein ander Gesetz fühlt in seinen Gliedern. Jede Zeit hat ihr Gutes und jede hat ihr Böses, und die Zeit macht sich nicht selber, sondern der Mensch macht sie. Der gute Mensch bringt aus dem guten Schatze seines Herzens gute Früchte, aber der böse Mensch bringt arge Früchte. Wenn der Sommer gekommen und die liebe Sonne kann die dichten Regenwolken nicht durchbrechen, dann spricht man von einem bösen Jahr. So ist es auch im Geistigen; wo die Gnadensonne unsers Herrn, der das Licht der Welt ist, nicht die schweren, dichten Wolken des Unglaubens und Aberglaubens durchbrechen kann, da ist eitel böse Zeit. Da wandeln die Menschen in Finsterniß, denn das Licht des Lebens ist von ihnen genommen; da hassen sie das Licht und kommen nicht an das Licht, denn ihre Werke sind böse; da verstellen sie sich zu Engeln

des Lichts und eifern mit Unverstand, denn sie meinen, in des Herrn Namen Thaten zu thun, und der Herr hat sie doch nie erkannt. Das, lieber christlicher Leser, möchte ich von Dir beherzigt wissen, ehe Du das kleine Schriftchen liesest, das die Schreckensjahre von Lindheim schildern soll. Jene Zeit war böse, weil die Menschen böse waren, und so ist jede Zeit eine böse, die das Licht in Finsterniß verwandelt. Sage Keiner, der das Schriftchen lieset: „Nun da ist unsere Zeit doch eine bessere!“ Hexen verbrennt man freilich nicht mehr bei uns, ob aber die Finsterniß unserer sogenannten aufgeklärten Zeit nicht ähnliche Werke der Nacht im Verborgenen übt, das mag die kommende Zeit richten. Denn die Welt hat das Ihre lieb und wer ihr sagt, was ihr Noth thue, den nennt sie einen Zöllner. Dennoch aber soll uns Allen gelten: „„Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, auf daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.““ Diesen Entschluß wünschte ich durch mein Schriftchen hervorzubringen.

Euch aber, ihr lieben Lindheimer, weihe ich dies

Büchlein besonders! Was Eure Väter gelitten und erstritten, und was als Sage von Mund zu Munde geht, das habe ich gesammelt und reiche es Euch dar. Nehmt die kleine Gabe freundlich an, und lasset uns allesammt rechtschaffen seyn in der Liebe und wachsen in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, Christus!

Erstes Kapitel.

Es reisen jährlich so viele Tausende nach dem schönen Rhein und nach der prächtigen Schweiz, weil es ihnen in der lieben Heimath nicht wohl werden will, und sie den Frieden, der aus dem Herzen kommen muß, draußen in der Welt suchen. Die fahren in verschossenen Chaisen mit einer Eile durch die Welt, daß man meint, sie würden von dem bösen Feind gejagt, und sehen nicht, wie Gottes Natur überall schön, und manches Plätzchen im lieben Deutschland zu finden ist, wo sich's auch lohnte, daß man sein Haus baue. So weiß ich auch ein Plätzchen im Vaterland, da fahren die Reisenden vorüber nach dem vielgeliebten Rhein und sehen kaum zum Wagenfenster hinaus, und doch ist das Plätzchen gar schön. Wenn du von der Höhe kommst, über die die Landstraße wegführt, dann öffnet sich vor deinen Augen ein freundliches Wiesenthal. Sanft ansteigende Hügel schließen es ein, mit Wald bewachsen, und im Hintergrunde theilt es sich, als wäre es von einem hervortretenden Berge in zwei Theile gespalten. Aus diesen Thälern, die sich wie Aeste hinauf in's Gebirge erstrecken, schlängeln sich, gleich Silberfäden, zwei Bächlein durch den Wiesengrund, deren Lauf du weit mit dem Auge verfolgen kannst. Da, wo sie sich treffen wie zween Freunde, die sich einander zum traulichen Gespräche bestellt, liegt

ein Dörfchen, Lindheim geheißen. Das lehnt sich mit der einen Seite an den Hügel, der die Thäler scheidet, und grenzt auf der andern an die schönsten Wiesen, die du je gesehen hast. Ehe du in's Dörflein eintrittst, fällt dein Auge auf eine große Linde, die dir aus der Entfernung wie die Kuppel einer Kirche erschien; denn sie ist hoch und gerundet bis in ihren Gipfel hinauf, und ihr frisches Grün überrascht dich, denn der knorrige Stamm, der den Baum trägt, deutet auf hohes Alter. In dem Schatten der Linde steht ein steinern Häuschen, gestaltet wie die alten Kapellen, die man hin und wieder noch in Wäldern findet, wo Einsiedler gewohnt, oder wo Klöster gestanden. Das Häuschen war wirklich einst eine Kapelle, der heiligen Katharina geweiht, zu einer Zeit, wo das Kloster Rothenbach drüben auf dem Berge noch stand, und ein Mönch von Zeit zu Zeit herab kam, die Messe zu lesen. Da muß Lindheim noch klein gewesen sein, denn das Kirchlein wird wohl kaum dreißig Andächtige fassen können. Jetzt sieht es im Innern kahl und öde aus; der Wind streicht durch die Höhlen der steinernen Fenster, und Boden und Wände sind mit Leichensteinen belegt. Hier ruhen die Gebeine vieler Herren von Lindheim, und ihre Namen sind da zu lesen. Was sie gethan, das steht nicht auf den Leichensteinen, aber das steht im Schuldbuche des Richters, und die Sage weiß von Manchem noch Manches, was nicht ruhmvoll und schön, sondern gräulich und schrecklich ist. Liesest du ihre Namen, so bete das Sprüchlein mit: „Gott genad' seiner armen Seel'.“

Bist du zuerst in das Kapellchen getreten, ohne dich weiter vorher umzusehen, so thue es jetzt. Du stehst auf dem Friedhof von Lindheim. An der langen, weißen Mauer hinab siehst du Grab an Grab gereiht, und auf hölzernen

Kreuzen liesest du manches Sprüchlein der Klage und des Trostes. Da ruhen die Todten von Lindheim, seit der Friehof vergrößert ward. Siehst du aber an der Seite hinauf, wo das Kapellchen und die Linde steht, dann erblickst du zwischen hohem Grase alte Leichensteine, mit Moos und Flechten überwachsen, und aus manchem Grabe sehen nur noch die Spitzen von den Denksteinen heraus, mit Engelskopf oder Sanduhr geziert. Hier liegen die Väter von Lindheim von vier Jahrhunderten und wohl auch länger. Die alten Leichensteine nennen Namen, von denen die Sage viel zu erzählen weiß, Namen, die jetzt noch von den Urenkeln geführt werden, aber auch Namen, die längst verklungen sind. Nur was Viele von den hier Ruhenden gelitten, das ist noch nicht verklungen; die Geschichte von Lindheim ist zu tief und schmerzlich in die Herzen der Enkel eingebrannt, als daß ihre Schrift je verlöschen könnte. Da steht, an das Kapellchen gelehnt, ein alter Grabstein, der deckte einst das Grab eines Pfarrers von Lindheim, Konrad Hölker geheißen; den hat man, als der Friedhof erweitert ward, von seiner Stelle gerückt und hat wahrscheinlich die Stelle nicht wieder finden können. So steht er denn hier, als schaute er über die Reihe der Gräber hin und zählte die Leichensteine, die noch nicht versunken sind. Aber er steht wirklich hier an seiner Stelle; denn unter ihm ruhen die Gebeine mehrerer unglücklichen Schlachtopfer einer traurigen Zeit, Hexen, wie man sie damals nannte, denen man aus besonderer Gnade ein Begräbniß neben der Kirchhofsmauer gönnte. Die Enkel, die der Väter Aberglauben nicht kannten, haben die entweihten Gräber in den heiligen Raum des Friedhofs aufgenommen. Das Sühnopfer kommt spät, aber gewiß nicht ohne Gottes Willen.

Der lebenskräftige Mensch weilt nicht gerne lang in der Behausung des Todes, er wirft lieber sein Auge hinaus auf die sommerliche Flur und hinüber zu den hohen, blüthengeschmückten Bäumen, um die das Bächlein sich schlängelt. In ihrem Schatten muß sich's sanft ruhen. Wir eilen hin und treten in den Schloßgarten, äußerst malerisch von den beiden Bächlein, die aus dem Gebirge kommen, begrenzt. Hier hat eine kunstsinnige Hand, mit der Natur im Bunde, die freundlichsten Anlagen geschaffen; Blumenbeete wechseln mit blühenden Gebüschen, und riesengroße Bäume, in nie gesehener Ueppigkeit aus dem fetten Boden aufschießend, verbreiten eine liebliche Kühlung. Durch ein Taxusgesträuch tretend, sehen wir da plötzlich zwischen Kiefern und Buchen einen Thurm vor uns stehen. Wir treten durch ein Pförtlein einer kleinen Seitenmauer an die vordere Seite des Gebäudes. Hier hat offenbar eine spätere Hand an dem Alterthume gebessert und es zu neuem Gebrauche einzurichten gesucht. Aber die Mauern in ihrer erstaunlichen Dicke, die Thüre, die wenigstens 12 Fuß über der Erde sich öffnet, das platte Dach des Thurmes, seine Stellung mitten unter den Bäumen, Alles dieß sagt uns, daß wir vor einem Denkmale aus alter Zeit stehen. Nicht weit vom Thurme sehen wir einen alten Mann mit dem Graben eines Blumenbeets beschäftigt; wir rufen ihn zu uns und fragen nach der Bestimmung des Gebäudes. Da zieht der Alte sein schwarzes Käppchen und fragt verwundert: „Kennen die Herrschaften den Thurm nicht? Das ist der Hexenthurm von Lindheim.“ „Und woher hat der seinen Namen?“ „Ach,“ sagte der Alte, „wollt' ich den Herrschaften erzählen, was mir Alles einfällt, wenn ich den Thurm ansehe, und was ich Alles davon gehört habe, so würde ich jetzt schon Feierabend

machen müssen; manch Stündlein ginge drüber hin. Nur das will ich mit Verlaubt erzählen, daß einst unter Gottes Zulassung eine Zeit in Lindheim war, von der hier im Orte jed' Kind zu erzählen weiß. Da hauste ein Amtmann hier in der Burg, der hieß Geis, der war ein böser, tyrannischer Mann, und wußte die Leute nicht anders zu quälen, denn daß er ihnen als Hexen und Hexenmeistern den Prozeß machen ließ. Der ging mit seinen Schöffen, die nicht viel besser waren, denn er, in die Häuser, riß die Leute, auf die er's abgesehen hatte, heraus, ließ sie foltern und quälen, bis sie gestanden, was er von ihnen gestanden haben wollte; warf sie dann Wochen und Monate lang in die engen Kammern dieses Thurmes, und ließ ihrer Viele in diesem Thurme, oder hier in seiner Nähe verbrennen. Auf dieser Stelle, wo wir stehen, braucht man nicht spatentief zu graben und man gräbt die Gebeine der unglücklichen Schlachtopfer aus, noch schwarz von dem Feuer, das dieser Blutmensch ihnen anzünden ließ. Der Herr sei ihm droben gnädiger, als er hier unten selber war! Ich hab' in meinem Leben noch nichts gesehen, und bin doch über die Siebenzig hinaus; aber es sind Etliche bei uns, die wollen den Hexenrichter in Gestalt eines schwarzen Hundes mit Feueraugen vielfach gesehen haben, wie er drüben vom Orte her, über die Altenburg kommt, und die Runde macht um den Hexenthurm und um die Gräber seiner Schlachtopfer."

„Da oben an der Ecke des Thurmes, links von dieser neuen Thüre, stand in der Mauer ein Hollunderbusch, jetzt ist er nicht mehr da, in dessen Aesten soll's ehemals geseufzt und gejammert haben zum Herzbrechen. In der Kammer, daraus er wuchs, hat die Müllerin gesessen, ein gottesfürchtig Weib, und um ihre Kinder geklagt, ehe sie

der schwarze Hund auch braten ließ. Das mag sein, wie es will, aber gewiß ist, wenn die Steine schreien könnten, sie würden nicht aufhören, über den Gräuel zu klagen, der einst hier geschah. Man hat auch allerlei gefunden in und um den Thurm her, zween alte Krüge, daraus die armen Hexen getrunken hatten und Spindeln sich die lange Weile zu vertreiben und einen Dolch, von dem man nicht weiß, wie er hineingekommen ist. Doch das Alles weiß der Gärtner noch viel besser, denn ich; darum wollen die Herrschaften mir erlauben, daß ich an meine Arbeit gehe." *)

Ihr dankt dem Alten mit freundlichem Worte, und dann steht ihr schweigend da und blickt an dem Thurm hinauf und blickt hinüber zu der alten Dorfkirche, die wenige Schritte davon unter blühenden Rosen liegt, und vergleicht die Jetztzeit mit dem Damals, und die blühenden Bäume und Hecken mit dem Todesgrauen, das ehemals hier geherrscht, und möchtet mehr wissen von der Zeit, wo hier die Scheiterhaufen brannten, und wo der Hexenrichter Geis mit seinen Blutschöffen in Lindheim wüthete. Mit

---

*) Die in und um den Hexenthurm gefundenen Gegenstände sind noch alle vorhanden. Außer verschiedenen kleinen Töpfen und Wasserkrügen von alter Form, sind die Ketten ein schauerliches Ueberbleibsel. Die Kammern, in denen die Hexenleute gefangen gehalten wurden, lagen im oberen Theile des Thurmes, der untere war eine finstere Tiefe, in die man nur durch eine runde Oeffnung von oben gelangen konnte. In diese Oeffnung sollen die verstocktesten Hexen an Ketten gehängt, und mittelst eines in der Tiefe angezündeten Feuers gebraten worden sein. Denn so behauptete der fürchterliche Aberglaube, wenn die Hexe den Boden berühre, so könne sie noch von dem Teufel befreit werden. Das ist gewiß, die Ketten, die man in der Tiefe des Thurmes gefunden hat, zeigen deutlich die Spuren des Brandes. Auch sind einzelne Oeffnungen an den Seiten des Thurmes, die nach der Sage als Zuglöcher gedient haben sollen, noch heute von Rauch geschwärzt.

euch, ihr freundlichen Leser, habe ich einst dieses Verlangen auch gehabt, und darum mit großer Begierde die Schriften durchlesen, die ein braver Mann, der einst Pfarrer zu Lindheim war, gesammelt und hinterlassen hat. Der hat unserer Zeit Manches wiedergebracht, das in Schutt und Staub vergraben lag, und manche verborgene Tiefe des menschlichen Herzens aufgedeckt, und die Quelle gezeigt von der unseligen Wuth, Hexen zu finden und zu verbrennen. Aber in des Seligen Schriften ward nur gelegentlich der Trauergeschichte von Lindheim gedacht, ward nur erzählt, wie Geis gewüthet und was Einzelne von seiner Wuth gelitten; aber woher des Hexenrichters Wuth kam, und warum so viele unglückliche Lindheimer sich als Hexen mußten verbrennen lassen, davon steht in den gedachten Schriften nichts. So forschte ich denn weiter unter den alten Papieren, die im Schloß und im Pfarrhaus zu Lindheim waren und erfuhr noch Manches, wovon der erste Berichterstatter nichts gewußt. Da half mir der Zufall zu einer guten Entdeckung. In einem Städtchen, nicht weit von Lindheim, traf ich mit einem alten Manne zusammen; der erzählte mir, daß er glaube, aus Lindheim zu stammen; denn er habe ein Päckchen alter Schriften von seinen Vorfahren her, in denen oft der Name Lindheim vorkomme, nur seyen die Schriften gar bös zu lesen, und er habe längst den Versuch aufgegeben. Nun hab' ich manche böse Handschrift schon gelesen und verstanden, und trage groß Verlangen nach solchen alten Papieren; denn was in denen steht, das macht zwar die Weltgeschichte nicht reicher, aber es läßt oft die ganze Geschichte eines einzelnen Ortes verstehen, und die ist immer von großem Belang. Aus der Vergangenheit keimt die Gegenwart, und der Väter Sünden und Tugenden spüren Enkel und Ur-

enkel. Es geht kein Mensch von der Welt, er läßt auch ein Denkmal hinter sich. — Die Hand, die die Schriften geschrieben hatte, war mir nicht unbekannt, ich erkannte sogleich die Schriftzüge des Konrad Hölker, weiland Pfarrherrn zu Lindheim. Die hatten mir früher schon viel Mühe gemacht, wenn ich im alten Kirchenbuche nachschlagen mußte; aber die Uebung, die ich mir damals erworben, kam mir jetzt trefflich zu statten. Als ich die Schnur löste, womit das Päckchen Geschrift zusammengebunden war, fiel mir zuerst ein Büchlein in die Hände, etwa so dick, wie ein Daumen, eingebunden in Pergament, auf dem noch alte Mönchsschrift sichtbar war. Auf der ersten Seite standen die Worte: „Das ist meines, des Pfarrherrn **Conradi Hölkers** zu Gambach Hausbüchlein. **Ao. Christi nostri Salvatoris** 1640. Weiter unten stehen die Worte:

„Bin jetzt mit Gott's Gnad' Pfarrherr zu Lindheim **A. D.** 1648 „Ein' feste Burg ist unser Gott!"

In dem Büchlein selbst ist von Allem die Rede, was im Geistigen und Leiblichen den guten Hölker erfreut und betrübt. Erst gibt er uns den Text seiner Antrittspredigt, an und verzeichnet dann der Pfarre Gambach Einkommen; dann schildert er, wie die Kriegsvölker ihm die Ernte ruinirt und sein Haus geplündert hätten. Der Herr ist aber seine Zuversicht, darum wählt er auch mitten im Sturm des Krieges seine Margarethe zur ehelichen Hausfrau. Doch nun kommen innere Stürme; seine Herrschaft bekennt sich zur calvinischen Lehre und will, alle Pfarrherren der Grafschaft sollen einen Revers unterschreiben, daß sie gleichmäßig der Ketzerei des Lutherthums entsagen wollen. Da wird seine Hausfrau kleingläubig und räth zur Unterschrift; aber Hölker spricht: „Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen!" und wird seines

Dienstes entsetzt. Da geht er denn aus, sich ein Stücklein Brod zu suchen, ist sogar ein Jahr lang Organist und Glöckner in Hainchen, und nennt sich selbst **pro tempore exsul** *). Da erhält er 1648 die schon mehrere Jahre erledigte Pfarre zu Lindheim. Nun hat er zwar eine Pfarre, aber kein Haus. Noch lag der größte Theil von Lindheim in Trümmern, denn die Schweden hatten gräulich hier gehaust **). Das Pfarrhaus in der Burg war dem Einsturz nahe, und außer dem Keller, in dem ein alter Ofen stand, und der also eine Zeit lang als Stube gedient hatte, war kein bewohnbares Eckchen darin. In dieser Noth nimmt ihn der Schulmeister in sein Oberstübchen, und Andreas Schneider, der Mäurer, hilft ihm den alten Ofen dort aufsetzen. Von 1648 bis 1663 erzählt uns dann der gute Hölker, wie ihm seine Söhne Johannes, Johann Nikolaus, Johann Konrad und seine Tochter Anna Barbara geboren worden seien, klagt aber oft über die enge Woh-

---

*) Ein zur Zeit Amtloser (Vertriebener).

**) Einzelne Sagen aus dem dreißigjährigen Kriege haben sich hier und da auch noch jetzt in den Familien erhalten. Das Sprüchlein ist hier wohl bekannt:

> Bet', Kindlein, bet'!
> Morgen kommt der Schwed',
> Morgen kommt der Ochsenstern',
> Der wird die Kindlein beten lern'.

Auch ein zweites klingt noch nach, das so anfängt:

> Die Schwede sein komma,
> Habbe Alles mitgenomma ꝛc.

Im Schwedenkriege, so sagt man, blieb das Feld so lange unbebaut, daß der Wald bis in die Gärten von Lindheim sich zog. In dieses Gebüsch legten sich die Bauern auf die Lauer und jagten den einzelnen schwedischen Reitern, die in die Nähe kamen, die Pferde ab, bauten während der Nacht mit ihnen das Feld und ließen sie vor Tagesanbruch wieder laufen.

nung, und daß er aus einem Stalle in den andern ziehen müsse, was sich doch für einen Pfarrer gar nicht schicke.

Dann sagt er aus, in welchem baufälligen Zustande die Burgen der Ganerben *) gewesen, wie ganze Stücke der Burgmauer eingefallen, und wie es ihm manchmal auf den Kopf geregnet, wenn er das Evangelium in der Kirche verkündigt, weil das Kirchendach schier eingestürzt; auch stünde zur Sommerzeit selbst das Wasser oft in den Stühlen der Weiber, daß diese sich auf die Bänke stellen müßten. Mit dem Jahr 1662 aber gewinnt das Hausbüchlein eine traurige Wichtigkeit. Mit dem tiefsten Schmerz schreibt hier der edle Mann nieder, was sich täglich vor seinen Augen zutrug; sehen muß er, wie der Amtmann, dem er gleich anfangs mißtraut, die bravsten Frauen und Männer aus seiner Gemeinde einkerkern, martern und verbrennen läßt, ohne daß dem guten Hölker etwas anderes übrig bleibt, als zu weinen und zu beten und ganz

*) Das Wort Ganerben soll von „gan" — gemein — abstammen. Die Ganerben waren Erbverbündete, die eine gemeinschaftliche Burg oder gemeinschaftliche Güter hatten und sich mit einander zu Schutz und Trutz verbanden. Die Ganerben zu Lindheim waren gemeinschaftliche Besitzer der Burg, in der ihre Häuser lagen. Ihrer waren bald Viele, bald Wenige; ein gewisser Besitz in der Burg und untadelhaftes Ritterthum berechtigte zur Aufnahme. Ihre Vorsteher, deren jährlich zwei gewählt wurden, hießen Baumeister. Sie standen unmittelbar unter dem Kaiser, und regierten sich selbst durch ein geschriebenes Gesetz, der Burgfriede genannt, der bei der Jahresversammlung auf Bartholomäustag verlesen, und von Zeit zu Zeit ergänzt wurde. Unter den Ganerben von Lindheim kommen besonders vor die Familien: Buches, Stockheim, Wolf von Wolfskehl, Schelmen von Bergen, Rosenbach, Pfrauenheim, Weiß von Fauerbach, von Büdingen, von und zu der Heese, Löwe zu Steinfurth, Cronberg, Stummel, Carben, Reifenberg, Breidenstein, Dietz, Wallenstein, Pommersheim, Oynhausen u. A. m.

im Verborgenen an den tiefen Wunden seiner Gemeinde zu heilen. „Hier fangen die Schreckensjahre von Lindheim an," so hat er später über die Jahrzahl von 1663 geschrieben, und diese Schreckensjahre sind es, die uns das Hausbüchlein des alten Hölker schildern soll. Der Erzähler hat nichts dabei zu thun, als dem einfachen Worte des alten Pfarrers ein anderes Gewand zu geben.

Zweites Kapitel.

An einem Novemberabend des Jahres 1662 trat aus dem Ganerbenhaus derer von Oynhausen in der Burg zu Lindheim eine große Männergestalt, in einen Reitermantel gehüllt. Der Novembersturm sauste über die Burg hin und trieb die Wetterhähne auf den Ganerbenhäusern um, daß sie in kläglichen Tönen sich zu antworten schienen, indeß der Regen in dichten, kalten Tropfen herniederfiel. Die Gestalt blieb einen Augenblick auf der breiten Burgstraße stehen; dann wandte sie sich nach dem Unterthor hin, doch plötzlich wieder ihren Entschluß ändernd, schritt sie seitwärts in ein enges Gäßchen hinein. Das Gäßchen führte an der Kirche vorüber, deren Schieferdach im Sturm rasselte und deren alte Fenster umheimlich klangen. Doch die Gestalt schien keine Furcht zu empfinden und nicht unbekannt auf der Stelle zu seyn, wo sie stand. Sie wandte sich von der Kirche rechts, und trat durch einen engen Gang, der zwischen dem Haus der Junker Stümmel und der Schule durchführte, und gelangte, das Flüßchen Nidder links lassend, an die Burgmauer. Da wurde der Weg beschwerlich, denn die Mauer war an

vielen Stellen eingefallen und das Wasser des Flüßchens war übergetreten. Aus einem Hause an der Mauer, dessen kleine und gebrechliche Umrisse man selbst in der Dunkelheit erkennen konnte, erschallte der Gesang eines geistlichen Liedes. Da blieb die Gestalt einen Augenblick stehen und horchte; schüttelte dann mit dem Kopfe und sprach in tiefem Ton: „Der Pfaff wird doch das Psalmenplärren nie müd, lohn ihm der Geyer sein Brüllen!“ Damit ging die Gestalt weiter und gelangte an das Unterthor. Dessen beide, mit eisernen Nägeln beschlagene Flügel standen noch offen; die Gestalt trat in die Mitte der Pforte und sah über die Straße nach Lindheim hin. Da sich Niemand nahte und kein anderer Laut gehöret ward, als das Klappern der nahen Stümmelsmühle, so trat sie an die innere Seite der Pforte und öffnete ein Thürchen, das angelehnt war und in's Innere der Pforte zu führen schien. Eine alte Treppe krachte unter den schweren Tritten des Mannes und ein gewichtiger Schlag auf eine Thürklinke eröffnete ihm den Einblick in ein spärlich erleuchtetes Stübchen. Eine düster brennende, kleine Lampe zeigte eines jener Gemächer, wie sie sich auf den Pforten der Burgen und Städte fanden, zum Dienste der Burg- und Stadtwächter bestimmt. Das Gemach, von dem wir hier reden, war aber von ganz besonderer Häßlichkeit. Es hatte nur ein nach Lindheim hingehendes, kleines, stark mit eisernen Stangen verwahrtes Fenster, dessen Glas aber längst zerbrochen und dessen Oeffnung mit Stroh und alten Lumpen ausgefüllt war. Grüner Schimmel bedeckte rings umher die kalten Wände, und an der der Burg zu gelegenen Seite war ein großer, aus gebrannten Steinen sehr roh gefertigter Ofen aufgerichtet, in welchem etwas feuchtes Gesträuch glühte und dampfte. Ueber einem zerbrechlichen

Tische, der der Thüre gegenüberstand, war ein Bänkchen angebracht, auf welchem mehrere stark vergriffene Bücher von verschiedener Form und mehrere Bündel Kräuter lagen. In der Ecke hinter dem Ofen bezeichnete ein Haufen Wirrstroh und einige alte Lumpen eine Art von Nachtlager. Die ehemals weiß angestrichenen, nun aber grauen Wände, waren mit Figuren aller Art schwarz und roth grob gemalt. Die Figuren bestanden aus Kreisen, die in einander verschlungen waren und aus Dreiecken, um welche wieder Kreise herliefen. Auch an Kreuzen von verschiedener Form und an Zahlen aller Art, bald getrennt von einander, bald in Form von Figuren geschrieben, fehlte es nicht. An den Seiten der Thürpfosten und in den vier Ecken der Stube waren Reiserbündel befestigt, einige ganz verdorret, andere mit eben welkenden Blättern. Hinter der Lampe auf dem Tische saß eine große, schwarze Katze und sah schnurrend und blinzelnd in die Flamme des Lichts. — „Guten Abend Else," sprach der Eintretende zu einem Mütterchen, das vor der Lampe auf einem rohen Schemel saß und in einem alten, mit Figuren bemalten Buche zu lesen schien, „hab' gemeint, Ihr lägt längst hinter'm Ofen auf dem Ohr und verschlieft den kalten Abend! So aber sitzt Ihr und sucht noch den Stein der Weisen; habt Ihr ihn bald gefunden?" Die Alte hob ihr graues, runzelvolles Angesicht empor, sah dem Redenden mit einem Blicke in's Auge, daß dieser es niederschlagen mußte und fuhr fort in ihr Buch zu sehen. „Else," sprach nach einigen Minuten der Unbekannte: „Ihr scheint wieder heute Abend nicht gut gemoßt, und ich bin doch zu Euch heraufgekommen, Euren Rath zu holen." „Hättet wo anders hingehen sollen, denn zu mir," sprach dumpf und mürrisch die Alte, „hab' Euch nicht gerufen und

könnt wieder hingehen, woher Ihr gekommen seyd!" — „Else, kennt Ihr mich nicht, weil Ihr so unwirsch seyd?" fragte der Fremde barsch und schlug auf den Säbel. „Wohl kenn' ich Euch, kenne Euch sehr genau," sprach die Alte, um nichts freundlicher. „Ihr seid der Amtmann, der Leuteschinder von Lindheim, die Pestruthe, die die gnädige Herrschaft der Gemein auf den Rücken gebunden hat. Was hat Euch meines Enkels Jüngster gethan, daß Ihr ihn gestern peitschen ließet, Ihr Blutmensch?" „Else haltet Euer ungewaschen Maul," sprach hochfahrend der Amtmann, „sonst werd' ich Euch was zu kosten geben, daran Ihr denken sollt! Es ist noch nicht lange her, daß man ihrer Etliche im Hexenthurm gebraten hat, die haben auf Euch bekannt und Ihr steht seitdem im Hexenbuche; kostet mich nur ein Wort und Euer altes Gebein wird zu Pulver verbrannt!" Da schlug die Alte ein Gelächter auf, daß es grausenhaft in den leeren Ecken der Pforten schallte, ballte die knöcherne Hand vor den Augen des Amtmanns und schrie ihm in's Angesicht: „Ihr mich braten wie die Pombonne und die Andern? Das Holz, das mich brennt, muß noch wachsen! Eh' ich brenne, bricht Euch der Teufel den Hals; und fürchtet er sich vor Euch, so reiß ich Euch das Fleisch vom Leibe und werfe es unter den Galgen, den Raben zum Fraß! Heh, Amtmann, wie schmeckt Euch das? Wollt Ihr die Else brennen, die auf hundert Stunden in der Runde als ein kunstreich Weib bekannt ist?" „Nun Else," sprach in sehr gemäßigtem Tone der Amtmann, „werdet nur nicht ganz toll; wollte Euch nur proben, ob Ihr auch die alte Kunst noch habt. Eurer Kunst zu Gefallen kam ich just her in Euer Rattennest; war Euch doch immer zugethan und will auch dießmal Euern Dienst nicht umsonst." So sagend, warf er einen Gold-

gulden auf den Tisch, daß die Katze schreiend herabsprang. Die Alte warf einen Blick auf das Gold, fuhr mit ihren langen, dürren Händen darnach und verbarg es mit außerordentlicher Schnelligkeit in ihrer Kleidung. „Nun, gestrenger Herr Amtmann," hob sie grinsend an, „was steht zu Befehl?" „Else," sprach flüsternd der Amtmann, „ich habe Junker Hansens Bertha lieb, und kann nicht leben, wenn ich sie nicht als mein ehelich Gemahl heimführe. Nun bin ich dem Fräulein schon manches Jahr nachgegangen und hab's treulich gemeint; aber es hat mich abgewiesen mit Ernst und Spott!" — „Das nimmt mich nicht Wunder," hub die Alte an. „Hättet auch was Klügeres thun sollen, als Euer Aug' zu Junker Hansen Fräulein zu erheben. Seid Ihr doch nur der gestrenge Herr Amtmann, im Dienste der gnädigen Herrschaft, und des Junker Hansen Tochter ist ein Edelfräulein, das die Herren Ganerben zur Burg hinauspeitschen ließen, wenn es den Amtmann nähme." „Nein, Else, ich bin nicht von niederer Herkunft, wie Ihr meinet," sprach der Amtmann in demselben flüsternden Tone. „Die von Geis sind aller Orten im deutschen Reiche noch als Edelleute zu finden, und mein Vater hat den Adel müssen schwinden lassen, weil er dem Schwedenkönige gedient und vom Kaiser abfiel. Da hat ihm der Wallenstein sein Schloß genommen und es einem Andern von Adel geschenkt. Auch machen die Heese der Ganerbschaft keine große Ehre; geht doch der Hans damit um, Haus und Hof an die von Hanau zu verkaufen, weil er nicht standesgemäß unter den Junkern leben kann. Seht die Heese nur an, ist das ein Ganerbenhaus? Sieht sie doch schlimmer aus, denn des Pfarrherrn Stall, den er sein Haus nennt! Wenn ich die Bertha aus dem zerbrechlichen Haus blicken sehe, so kommt sie mir oft

wie ein Geist vor, der auf den Trümmern irre geht. Das mag aber Alles seyn, wie es will, ich muß das Fräulein haben, und sollt ich mit ihr flüchtig werden und wieder unter das Kriegsvolk gehen. Und Ihr, Else, sollt mir helfen, daß sie sich mir zu eigen gibt. Seht einmal in Euern Büchern nach und gebt mir ein Tränklein oder sonst etwas, womit ich sie gewinne!" — Da winkte die Alte den Amtmann näher zu sich und flüsterte ihm Worte in's Ohr, die ihm zu gefallen schienen, denn er lächelte und nickte mit dem Kopfe. Dann öffnete sie eine Schublade an dem alten Tische, nahm aus einer Schachtel, die darin stand, ein zusammengelegtes, altes Papier heraus, auf dem sonderbare Figuren zu sehen waren, und übergab es mit denselben Flüsterworten dem Amtmann. Der dankte so freundlich, als seine strengen Mienen es erlaubten und eilte hastig nach der Thüre, als fürchte er, der Zauber möchte seine Kraft verlieren, wenn er ihn nicht schnell anwende. Doch blieb er noch einmal in der Thüre stehen und sagte: „Else, habt Ihr noch nicht ausgewittert, wie es mit dem Schatz ist, der auf der Altenburg liegt? Es geht ein stark Gerede davon, und haben ihrer Etliche, wie ich hörte, schon seine Hebung versucht, sind aber leer ausgegangen. Seid doch sonst als ein kluges Weib auf weit und breit bekannt, und liegt Euch die Altenburg just unter der Nase, solltet Ihr den Schatz nicht finden können?" — „„Wie man's angreift, Amtmann,"" antwortete die Alte; „„hab' in meinem langen Leben schon Manchem gesagt, wie er's anfangen soll, daß Tellurazza*) im Namen des dreieinigen

*) Der Aberglaube jener Zeit hatte eine Menge Geister erfunden und Luft und Erde mit ihnen bevölkert. Tellurazza war der Erdgeist, der die verborgenen Schätze bewachte. Seinen Aufenthalt entdeckte

Gottes den Schatz von sich läßt; aber immer hatten sie etwas versäumt. Einmal war ein Spötter unter ihnen, ein andermal vergaß Einer das Beten, dann entfuhr Einem ein Fluch, dann hatte der Vorbeter das Zaubersprüchlein, auf das der Erdgeist hört, vergessen. Wollt Ihr den Schatz haben, so kommt vor Thomastag wieder zu mir; aber bringt beherzte Helfer mit, die nicht erschrecken, sonst ist's wieder vergeblich."" — Der Amtmann fragte noch Dieses und Jenes über den Schatz und über Anderes, was die klugen Weiber seiner Zeit zu wissen vorgaben, hüllte sich dann tiefer in seinen Mantel und schritt aus der Pforte auf sein Haus zu.

Das war der berüchtigte Amtmann Georg Ludwig Geis, den ich meinen Lesern bei der alten Else, dem klugen Weib von Lindheim, vorgeführt habe, das war derselbe Geis, der in unserer Geschichte bald als Hexenrichter auftritt und der im Glauben des Volkes noch als schwarzer Hund umgeht. Aber wie kommt ein Amtmann, der Hexen verbrennen läßt, dazu, ein altes Weib aufzusuchen und sich von diesem einen Liebeszauber geben und einen Schatz versprechen zu lassen, und wie kommt die alte Else dazu, mit dieser Bestimmtheit von ihrer Kunst zu reden? Müssen nicht die beiden Leute, der Amtmann und die Else, verrückt gewesen sein? So scheint es dir, christlicher Leser, und wohl dir, daß es dir so scheint! Wir leben jetzt in einer Zeit, wo der Glaube an Hexen und an Zauberei, Gottlob! beinahe ganz verschwunden ist, in einer Zeit, die,

---

man durch die Erdspiegel, und die Schätze konnten ihm nur durch bestimmte Zaubersprüchlein entrissen werden.

Die Erdspiegel waren runde Scheiben von sehr dickem Glase, mit unregelmäßiger Oberfläche, hinter welchem Figuren verschiedener Art, und der Name Gottes in hebräischer Sprache vielfach zu sehen war.

wenn sie auch in Vielem noch im Argen liegt, doch durch Jesum Christum Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten gelernt hat. Aber so war es im Jahre 1662, mit dem unsere Geschichte beginnt, nicht. Jene Zeit glaubte mehr an den Teufel, als an Gott, und traute dem Teufel mehr Kraft zu, als dem, der alle Dinge träget mit seinem allmächtigen Wort. Um ihres Glaubens willen hatten die Evangelischen zu den Waffen gegriffen, und dem Kaiser einen Sieg nach dem andern entrissen. Aber der Sieg war theuer erkauft. Dreißig Jahre lang hatte unser liebes Deutschland unter dem Schwerte der Kriegsvölker geschmachtet, beinahe kein Dorf war von Brand und Raub verschont geblieben, die Jugend war im Kriegslager aufgewachsen, der Unterricht war eine fremde Sache, die Kirchen lagen in Trümmern und die evangelischen Prediger waren wie Hirten, die keine Heerde haben. Auch waren sie oft selbst von dem Aberglauben ihrer Zeit nicht frei und halfen mit als Ketzermeister, oder schwiegen wenigstens stille und ließen die weltliche Obrigkeit gewähren. Die nun hatte in ihre Gesetzbücher die Strafe der Hexerei und Zauberei aufgenommen, und so mußte man denn auch nach Hexen und Zauberern fragen. Die Hexen waren Frauen und Männer, die in dem Verdacht standen, mit dem Teufel einen Bund gemacht zu haben, nach welchem sie diesem ihre Seele versprochen, wenn er ihnen dafür Geld und Ehre, Lust und Ansehen in dieser Welt gäbe. Wenn man nun diese vermeintlichen Teufelsdiener einkerkere, durch die Folter zum Geständniß ihrer Schuld bringe und ihnen das Leben nehme, dann, meinte man, wäre ihre Seele gerettet, und sie würden von Gott begnadigt. Dieser Glaube war allgemein, und darum fand man auch, wo man suchte, Hexen in Menge. Einer sah

den Andern mit Mißtrauen an, die Feinde klagten sich gegenseitig als Hexen an, und die Obrigkeit nahm jede Anklage und jedes Zeugniß an; denn man hatte den schrecklichen Grundsatz: wenn unter zehn Hingerichteten auch nur eine einzige Hexe sei, so sei der Nutzen größer, als der Schaden. Die auffallendste Erscheinung aber im Zeitalter der Hexerei ist unstreitig die, daß nicht wenige sich selbst als Hexen angaben, daß sie den Bund, den sie mit dem Teufel geschlossen zu haben meinten, wörtlich hersagen konnten, und fest behaupteten, dann und wann Zusammenkünfte mit ihm zu haben. Gewöhnlich wird dann seine Gestalt als die eines Jägers mit Federn auf dem Hute, oder eines Reiters mit Schwert und Sporen angegeben. Unstreitig benutzte die Verdorbenheit der Zeit den Aberglauben zu ihren schnöden Zwecken, und tiefes Mitleid erfaßt einen mit diesen jugendlichen Schlachtopfern einer teuflischen Verdorbenheit.

Da nun die Welt voll Hexerei war, so suchte sich Jeder gegen dieselbe zu verwahren. Die Prediger redeten wider das Laster der Hexerei, dicke Bücher wurden geschrieben, wie man die Hexen auffinden und zum Geständniß bringen könne, die Häuser wurden gegen sie durch Kräuter, die man in die Ecken streute, oder an den Thürpfosten befestigte, verwahrt, ja man trug sogar solche Gegenmittel bei sich, damit man zu jeder Zeit vor dem Zauber der Hexen sicher sei. Selten dachte man an den natürlichen Grund, wenn Menschen oder Thiere krank wurden, sondern man schrieb alle diese Uebel dem Berühren oder nur Ansehen der Hexen zu. Diesen traurigen Unsinn halfen die sogenannten „klugen Weiber" noch vermehren, die die eigentliche Hexerei trieben, und die dennoch sonderbarer Weise äußerst selten als Hexen ange-

klagt wurden. Bei diesen holte man sich Rath, die gaben die Hexen an, die fanden die Diebe auf, die gaben Mittel zum Festmachen, zum Bannen, zum Schatzgraben an, und ließen sich dafür gut bezahlen. Die Sucht nach dem Wunderbaren und nach geheimer Weisheit war so groß in jener Zeit, daß die Fürsten, welche Hexen verbrennen ließen, gar nicht selten Hexenmeister an ihren Höfen hielten, um sich von diesen in den Geheimwissenschaften, namentlich der Goldmacherkunst und Sterndeuterei, unterrichten zu lassen. — So darf es uns denn nicht überraschen, daß der Amtmann von Lindheim, der die Hexen zur Ehre Gottes verbrennen ließ, von der klugen Else sich einen Liebestrank geben ließ. Aber in diesem furchtbaren Menschen war noch mehr als der Aberglaube seiner Zeit. Georg Ludwig Geis war der Sohn eines armen Edelmannes in Franken, und war mitten im Krieg unter Troßbuben und Stallknechten aufgewachsen. Nothdürftig hatte er in seiner Jugend lesen und schreiben gelernt, und war als ein wilder Bube in seinem elften Jahre unter die schwedischen Kriegsvölker gegangen, die gegen den Kaiser und für die Evangelischen stritten. Bei denen hatte er's bis zum Rittmeister gebracht, als 1648 der Frieden geschlossen ward. Auf seiner Seele haftete manche Schandthat, und wenn sein Gewissen erwachte, dann fluchte er und lästerte Gott. Kirche und Nachtmahl verschmähte er, so daß die Lindheimer anfangs meinten, er sei ein verkappter Päpstler. Wollte ihn der Pfarrer Hölker zur Erkenntniß bringen, und redete er ihm zu mit freundlichen Worten, das Heidenleben aufzugeben, dann schwoll die Zornader auf seiner Stirne an, und er rief furchtbar drohend: „Kümmere Er sich um seinen eigenen Quark, Herr Pastor, der Amtmann weiß, was er zu thun hat! Hält Er das Maul nicht, so laß ich Ihn in

seinem Loch an der Mauer wohnen und geb' Ihm kein anderes Haus ein, denn ich bin hier der Herr!"

Dabei war der Geis ein gar stolzer und ehrgeiziger Mann. Daß er Amtmann hatte werden müssen, um sein täglich Brod zu finden, das verdroß ihn, und sein Dichten und Denken ging darauf hinaus, Schätze zu sammeln und vornehm zu freien, daß er wieder zu Ansehen komme.

Nun lag in der Burg von Lindheim, nicht fern vom Burggraben, das Ganerbenhaus derer von der Heese. Davon ist jetzt keine Spur mehr vorhanden. Wo der alte Hans von der Heese gewohnt mit seiner einzigen Tochter, der guten Bertha, wie sie noch im Munde des Volkes heißt, da wandelt man jetzt zwischen Bäumen und Blumenbeeten. Das ist freilich für die gute Bertha ein schöneres Grabmahl, als der kalte Stein, auf dem der Name ihres Vaters steht. Auf dies Fräulein hatte Geis sein Auge geworfen und war ihm nachgegangen, nun schon bei drei Jahren. Aber Bertha war gar fromm und züchtig und fand kein Wohlgefallen an dem rohen Amtmann, der täglich prügeln und foltern ließ, daß das Geschrei der Mißhandelten vom Rathhaus herüber in der Heese gehört ward. Wenn der Amtmann sie quälte mit seinen Liebesbetheuerungen, und von seiner edlen Geburt sprach und sein Wappen ihr wieß und gar zärtlich that, dann sprach Bertha zu ihm: „Amtmann, Ihr mögt es gut mit mir meinen, aber laßt mich meine Wege gehen; ich hab' an Euch kein Wohlgefallen. Sucht Euch ein Weib, das für Eure Gemüthsart paßt, mir seid Ihr zu rauh und unbändig!" Dann schlug der Geis an seinen Säbel, den er selten von der Seite that und fluchte und verschwor sich, daß er sich ein Leids anthäte, wenn ihm Bertha nicht angehörte. Sie aber wandte ihm den Rücken und nahm

den Schlüsselbund vom Haken an der Wand und ging hinaus. Doch ward's ihr gar unheimlich zu Muthe, wenn Geis so sprach und ihr mit seinen schwarzen Augen in's Angesicht schauete, und sie wich ihm aus, weil es ihr vorkam, als werde der Mann immer ungestümer. Auch beunruhigte es sie sehr, daß die alte Else, vor der sich Jedermann im Orte fürchtete, so oft um's Haus herschlich und sich allerlei im Hofe zu thun machte und ihr beim Begegnen so unheimlich mit ihren grauen Augen in's Gesicht sah. Denn wo die Else hinging und wiederholt erschien, da wußte man, daß es nicht geheuer war, und doch wollte sie Niemand forttreiben, denn man fürchtete ihre Bosheit. Nun war aber die gute Bertha auch ein Kind ihrer Zeit, und wie sie sich vor der Zauberei der alten Else fürchtete, so kannte sie auch viele Mittel, dem Zauber zu begegnen. Sie hatte am letzten Charfreitag vor Sonnenaufgang sich ein Bündlein Kräuter gesammelt, als da sind: Löwentappen, Alantwurzel, Wunderbaum, Hundszung, Teufelskirschen, Stolzheinrich und Wolfsmilch, und hatte die Kräuter mit Bettlerseil und Faulbaumrinden wohl umwickelt. Diese nahm sie jetzt aus der Lade und band sie an die Pfosten ihrer Thüre und an die Fenster und in alle Ecken der Stube, und sah nun der alten Else mit halbem Grauen, aber doch getroster in's häßliche Angesicht.

Diese Gegenmittel entgingen der Aufmerksamkeit des Amtmannes nicht; er spottete darüber, wenn er in Junker Hansen's Stube trat und meinte, das Fräulein müsse ihn für einen gewaltigen Hexenmeister halten. Statt aber seine ungern gesehenen Bewerbungen einzustellen, ward er nur immer frecher, so daß Junker Hans ihn ernstlich zurechtwieß und von seiner Thorheit sprach, daß er, ein unbekannter Kriegsmann, um eine Tochter aus der hochade-

ligen Ganerbschaft zu freien sich unterwinde. Das konnte der stolze Mann nicht ertragen; er vermied von da an Junker Hansen's Haus; aber seine Absicht auf Bertha gab er nicht auf. Da er meinte, seine Armuth sei das größte Hinderniß bei seiner Bewerbung, so trachtete er von nun an noch gieriger, sich Geld und Gut zu erwerben. Er beugte das Recht und nahm Geschenke von denen, die Unrecht hatten, und unterschlug der Ganerbschaft Einkommen. Hauptsächlich war sein Augenmerk auf den Schatz gerichtet, der im Fundament der Altenburg liegen sollte, wovon die Sage erzählte, daß zu Zeiten ein Flämmlein aus der Erde brenne. In dieser Burg sollte vor Jahrhunderten ein Ritter gehaust haben, Konrad von Buches genannt, der von dem heiligen Grabe zurückkehrend, große Schätze mitgebracht, die er den Ungläubigen abgenommen. Die Schätze, so erzählte man, bestünden in goldenen und silbernen Gefäßen, und er hätte sie in einem Seitenthürmchen eingemauert und einen schweren Stein darauf gelegt *). Noch sah man die Fundamente der vier Eckthürmchen über dem Boden hervorragen, denn die Burg selber war längst zerfallen; nur wußte man nicht, in welchem der Schatz vergraben liege. Dazu sollte die alte Else behülflich sein. Der Thomastag, der ein und zwanzigste

---

*) Nach einer andern Sage liegen die Gefäße im Fundament des St. Jakobsaltars in der von Konrad von Buches erbauten Kirche zu Lindheim, wo man die Spuren der Nachforschungen noch jetzt sieht. Und wann der Tag ist, da der Grund zur Kirche gelegt ward, so lautet die Sage weiter, so läßt sich von dem Gewölbe herab eine silberne Schüssel an goldenen Ketten auf die Stufen des Altars; aber nur ein Mägdlein, das reinen Herzens ist, sieht sie. Die sie aber gesehen hat, die bleibt Zeit Lebens fromm und ergeht ihr wohl. Einmal soll sie gesehen worden sein; aber das ist schon lange her.

December, der die längste und dunkelste Nacht im Jahre hat, war dazu auserſehen. Aber wie ſollte Geis die Gehülfen zu dem Unternehmen finden? Er hätte es gern allein vollbracht, um den Gewinn allein zu haben; aber der Stein, der den Schatz deckte, ſollte ſchwer ſein, und mit dem Schlage der zwölften Stunde mußte die Hebung geſchehen. Da fiel des Amtmannes Gedanke auf einen Bürger von Lindheim, Andreas Krieger geheißen. Den hatte er bei verſchiedenen Gelegenheiten als einen beherzten Mann kennen gelernt und als Einen, der, gleich ihm, nicht viel zur Kirche kam; der, dachte er, iſt recht. Er ließ den Krieger zu ſich kommen in die Burg; aber der Krieger wollte nicht auf ſeinen Plan eingehen. Geis hatte oft ſchon mit dem Hexenbuche gedroht, das von Anno 1634 *), wo

*) Das Hexenbuch, wahrſcheinlich eine Art Proſcriptionsliſte, worin die Mißliebigen verzeichnet waren, iſt leider verloren gegangen, dagegen iſt der ganze Hexenprozeß von 1634 noch vorhanden. Aber nachdem man ihn förmlich ſtudirt hat, bleibt es einem unklar, warum Konrad Lorſchen Eheweib, die Pombanne genannt, Elſe, Johannes Reuneck's Wittwe, und Anne, Johannes Schmidt's Wittwe, der Hexerei angeklagt, zum Feuertod verurtheilt wurden. Denn wenn zween Weiber im Frühjahre auf einer feuchten Wieſe ſitzen und ſich gegenſeitig lauſen und die Eine bekommt einen Beinſchaden, wenn ein alter Mann auf dem Glatteis fällt und bricht ein Bein, und wenn eine Frau die Haube eines Kindes bewundert und dieſes bekommt darauf einen Grindkopf, ſo ſcheint in dem Allem keine Spur von Hexerei zu ſeyn. Nicht ſo im Jahr 1634. Pombanne ſollte dieſe drei Schäden durch Hexerei herbeigeführt haben. Der Schluß des Proceſſes lautet: „Hierauf man unter das Rathhaus gangen, das Gericht wie gewöhnlich gehalten und die Malevicantinnen und Hexenleute vorgeführt, denen ermeldte Schöpfen nach gehaltenem ordentlichen peinlichen Proceß libellieren, explicieren, replicieren, duplicieren und tiplicieren, endlichen das Urtheil ex art. 109 et 130 constit. Crimin. Caroli V abgefaßt, vorgeleſen und die Malevicantinnen nach gebrochenem Stabe und

die Pombanne hatte brennen müssen, noch im frischen Andenken war, und Krieger meinte, der Amtmann wolle ihm eine Falle stellen. Als aber der sich hoch und theuer vermaß und ihm den Schatz recht prächtig vormalte; da sprach der Krieger: „Nun wohl, gestrenger Herr Amtmann, ich will mit sein; aber Ihr müßt mir den Stophel Lieder und den Konrad Euler und den Heinrich Brack beigeben, sonst versuch' ich's nicht. Die wurden auch bald gewonnen; denn der Geis wußte ihnen den Gewinn groß genug zu schildern. Alle zusammen fanden sich den Abend vor Thomastag bei der alten Else ein und empfingen von ihr Weisung. Sie zeigte ihnen den Erdspiegel, in dem sie den Schatz gesehen und den Erdgeist Tellurazza, der ihn bewache, und sagte, wie der ihr versprochen habe, den Schatz zu lassen, wenn er ihm abgenommen werde.

So kam der Abend des Thomastages. Ein feuchter Nebel lag auf der Gegend von Lindheim. Es schlug zehn Uhr auf dem Glockenthurme, als die Schatzgräber, die sich bei dem Amtmann gesammelt hatten, über die Brücke neben dem Hexenthurme nach der Altenburg zuschritten. Geis trug unter seinem Mantel eine Laterne und seine Begleiter waren mit Hacken und Schaufeln versehen. Das Eckthürmchen, in dem der Schatz liegen sollte, war bald gefunden und hörbar klopfte Allen das Herz, und fieberhaft klapperten ihre Zähne. Da stellte Geis die Laterne in die Mitte, und dann faßten sich die Schatzgräber an der Hand und gingen dreimal im Kreise um das Licht her. Dann standen sie still, und Konrad Euler sprach dumpf:

---

vorherige sonderbare obrigkeitliche Begnadigunge und Milderunge des Urtheils dem Henker alsgleich überantwortet, fürder hinaus zur Richtstatt geführt, mit dem Schwerdt vom Leben zum Tod gericht, und dann mit Feuer verbrennt worden."

„Ich beschwöre Dich im Namen Gottes der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Gott des Vaters † des Sohnes † und des heiligen Geistes †. Bist Du derjenige Geist, der mich bereichern soll nach Gott's Will', so geb Red' und Antwort! Amen!“ Da flog eine Eule mitten in den Kreis und warf mit ihren Flügeln die Laterne um, daß sie auslöschte. Schaudern ergriff die Schatzgräber; aber Geis fing an zu beten, wie die Else vorgeschrieben, und die Hacken und Schaufeln der Andern drangen rüstig in den rauhen Boden. So arbeiteten sie schweigend eine volle Stunde und der Amtmann betete ununterbrochen und sein Beten klang schauerlich hinab in die Grube, in der die Männer standen. Da stießen die Schaufeln plötzlich auf etwas Hartes, und Heinrich Brack faßte mit seiner Hacke einen großen Ring von Eisen. Eine eiserne Hebstange ward in den Ring gebracht und die Männer stiegen sämmtlich hinab in die Grube. Mit entblößten Häuptern faßten sie die Eisenstange und Konrad Euler sprach das letzte Zaubersprüchlein:

„Ich gebiete Dir,
So Du bist Erd- und Luftgeist,
Oder Höllenhund
Zu dieser Stund',
Bei Gotteskraft,
Die Alles thut und schafft,
Du werdest erscheinen jetzt,
So wahr Christus am Jordan stand
Und den Teufel band.
Tellurazza hilf heben!“

Die Schatzgräber hoben und hoben mit ganzer Kraft. Da brach die Stange und ein Fluch entfuhr dem Munde des Amtmanns und Geheul der Hölle schien aus der Tiefe zu kommen. Entsetzen packte die Männer; sie eilten nach verschiedenen Richtungen davon. Krieger fiel über einen

Baumstumpf, und schrie vor Schmerz und die Andern schrieen mit vor Angst, denn sie meinten nicht anders, als Tellurazza verfolge sie *).

Es möchte schwer halten, die Stimmung zu schildern, in der sich der Amtmann Geis am Morgen nach dieser Nacht befand. Schlaflos und angsterfüllt war er beinahe die ganze Nacht in seiner Stube umhergegangen, und erst gegen Morgen hatte er sein Lager gesucht; doch mit dem Tage war er wieder erwacht und wälzte sich nun auf seinem Lager, wie ein Wüthender.

Wenn er den Schatz gehoben, dann wollte er noch einmal vor Fräulein Bertha hintreten und versuchen, ob sein Reichthum ihm die Liebe nicht gewönne, um die er bisher vergeblich geworben. Nun waren alle seine Träume von Glück dahin, denn die Else hatte ausdrücklich gesagt, wer einmal vergeblich gegraben, der dürfe auf dieser Stelle keinen Versuch wieder machen, sonst könne es ihm übel ergehen. Alles das bedachte der Amtmann und ergriff end-

*) Was sagst du aber dazu, christlicher Leser, daß in unserer Gemeinde noch die Kinder derer leben, die einst die steinerne Platte mit dem eisernen Ring in der Mitte gesehen haben! Schrautenbach, der damalige Besitzer von Lindheim, ließ auf der Altenburg nachgraben, und man fand die Platte mit dem Ringe. Schon waren die Hebstangen herbeigeholt, da befahl der Herr v. S. die Grube wieder zuzuwerfen. Warum? Sein Glaube verbot es ihm. Schrautenbach war Herrnhuter, und ein thätiges, würdiges Mitglied dieser Gemeinde. Er unterstützte dieselbe durch Rath und That, wohnte den Synoden auf dem Herrnhag und in Marienborn bei und gab die Veranlassung, daß das Lehrerseminar nach Lindheim verlegt wurde. Schrautenbach war ein ausgezeichneter Mann, ein stiller Weiser seiner Zeit, und würdig, daß sein Leben mit derselben Treue geschildert werde, wie er das seines Freundes Zinsendorf beschrieben hat. Seine ebenso treffliche Frau, eine Geborene von Oynhausen, und deren Aeltern waren Freunde Spener's, der, wie nachmals Zinsendorf, Lindheim oft besuchte.

lich in seiner gränzenlosen Wuth seinen Säbel, der neben dem Bett stand, um ihn in seine Brust zu stoßen; da ward ein Klopfen an der Thüre vernehmbar und auf ein donnerndes: „Zugegangen!“ öffnete sich die Thüre, und herein trat in gebückter, demüthiger Stellung ein Mann in mittleren Jahren und wünschte dem gestrengen Herrn Amtmann einen gesegneten guten Morgen. Noch konnte man das Gesicht des Eintretenden nicht sehen, denn er beugte den Kopf sehr tief und schielte nur von unten herauf nach dem Bette des Amtmanns hin. Der rückte sich auf und rief zornig: „Nun Büttel, was zum Teufel willst Du schon am frühen Morgen?“. Da hob der Angeredete, sein Angesicht ein wenig und zeigte ein Paar schiefstehende, graue Augen, in denen Bosheit mit Gleißnerei verbunden zu lesen waren. „„Wollt's nicht ungnädig nehmen, gestrenger Herr Amtmann,““ sprach er leise und grinsend, „„daß ich so früh störe. Wollte nur gehorsamst melden, wie der Burgschüß Henrich Stohr heute Morgen von der Altenburg kommen und eine Last Hacken und Schaufeln mitgebracht und angezeigt, wie er das Geräth bei einem Loche gefunden, das zweifels ohne Schatzgräber in der letzten Thomasnacht gemacht. Hat auch eine zerbrochene Laterne in dem Loche gelegen, das voller Wasser gewesen, hat sie aber der Burgschütz nicht herausnehmen wollen, weil er gemeint, es wäre vielleicht in dem Loche noch nicht geheuer.““

„Das verfluchte Hexengeschmeiß!“ brüllte der Geis aus seinem Bette; „thät wirklich Noth, man finge das Brennen wieder einmal an; kommt täglich Klage vor's Amt und wird täglich im Ort und in der Burg geredet von Zauberei, die sonderlich in Lindheim im Schwange gehe.“

„„Hat Euer Gestrengen je ein wahr Wort gesagt, so ist's

das gewesen,““ sprach mit Eifer der Büttel. „„Warum war es bis dahin seit Anno 30 so ruhig mit dem Hexengeschmeiß, als weil man des Feuerleins gedachte, das die Pombanne und die Andern gebraten. Jetzt aber fängt's an wieder gewaltig lustig in Lindheim zu werden. Die Hexen gehen zu Tanz vor Jedermanns Augen und halten's gar nicht mehr geheim. Des Peter Aufassen Kuh hat Blut gegeben statt Milch, Konrad Leining's Wittib verkauft täglich an die Nachbarn Käs und Butter und findet immer wieder die Töpfe voll; auch hat der Burgschütz ein gräulich Lärmen im Hexenthurm gehört, und das ist immer, wie man sagt, ein Zeichen, daß dem Teufel bange ist, es würden ihm wieder einige Braten weggeschnappt. Auch sagen Etliche von der Bürgerschaft aus, die von dem Hexengeschmeiß absonderlich leiden, wenn nur die gnädige Herrschaft Lust zum Brennen habe, so wollten sie gern das Holz dazu geben. Kommt's zum Brennen, so gebt acht, was unser Nest so voll steckt von den saubern Vögeln!““

„Hast recht, Büttel,“ sprach der Amtmann, um Vieles besser gelaunt, „hab' längst an's Brennen gedacht, und hat mir nur an einem Kläger gefehlt und an tüchtigen Schöffen. Die von Anno 30 sind mir zu schafsköpfig, sonst hätten sie, wie ich aus dem Ganerbenprotocoll ersehe, nicht soviel Federlesens mit der Pombanne gemacht. Aber jetzt soll's d'ran geh'n und an die Schatzgräber zuerst; stell' nur einstweilen die Hacken und Schaufeln in den Stall drunten und sag' dem Burgschütz, er soll kein Esel sein und die Laterne aus dem Loch holen, der Teufel werde ihm wahrlich keinen Finger abbeißen.“

Da entfernte sich der Büttel, aber der Stachel seiner schrecklichen Rede saß tief im Herzen des Geis. Der böse

Mensch hatte eine Hölle drinnen angeblasen, die furchtbar loderte und nach Gut und Leben von vielen Unschuldigen leckte. Der Amtmann war in Lindheim gefürchtet, aber nicht minder der Büttel. Man hieß ihn im Orte die Meerkatz', und wer ihm begegnete, der grüßte ihn gar freundlich, und die Kinder liefen vor ihm davon, und der Henrich Burk, der den Weinschank hatte, pflegte den Büttel nie an seine Schuld zu mahnen, strich auch jedesmal seinen Namen wieder von der Schuldtafel, selbst wenn ihn die Meerkatz' selber angeschrieben; denn, pflegte er zu sagen: „Wer einmal der Meerkatz' unter den Händen war, der denkt Tag seines Lebens daran!" Und am schlimmsten war der Büttel, wenn er schien gerührt zu sein und Mitleid zu haben, und Melchior Düchart, der Schulmeister, sagte einige Tage vor des Büttels Gespräch mit dem Amtmann zu dem Herrn Pfarrer, als ihn der fragte: „Wie geht's?" „„wie Gott will; aber der Büttel hat gestern aus seinem Fenster am Burggraben hinausgesehen und die Augen gewischt, da geht's denen, die es trifft, nicht gut."" Und so war es; der Büttel sann offenbar auf Tücke, und man wollte ihn mehrmal mit der alten Else hinter dem Hexenthurm gesehen und bemerkt haben, wie diese gelacht, während er sich die Augen gerieben. Das war auch schlimm, denn wenn die Else lachte, konnte man sich vor ihr hüten; dann sah man gewiß vor jedem Haus in Lindheim ein Kreuz, mit Rothstein gemalt, denn Einer sagte zum Andern: „Nachbar die Burgelse hat gelacht, vergeßt das Kreuz nicht!" Das wußte auch die Else, daß sie gehaßt wurde, das wußte auch der Büttel, daß er gefürchtet wurde, d'rum waren sie beide um so frecher.

Daß aber der Amtmann seines Büttels Rath freudig aufnahm, daß er sich mit großem Behagen die Hände rieb,

als er weg war, daß er heiter und wohlgemuth aus dem Bette aufstand und sein Warmbier noch einmal so behaglich trank, das hatte seinen Grund nicht allein in der Bosheit seines Herzens, sondern auch in seiner gränzenlosen Habsucht. Von dem Vermögen der Hingerichteten empfing der Amtmann ein gut Theil „und wer wird mir's nachrechnen" sprach er bei sich selbst, „wenn ich auch noch etliche Goldgulden mehr einstecke? Es sind doch Einige in der Bürgerschaft, die fangen an, flücke zu werden; den Vögeln muß man dann die Federn rupfen." So beschied denn der Amtmann die Schatzgräber, die er als die Verwegensten in der Bürgerschaft hatte kennen gelernt, auf den Abend zu sich. Die kamen auch, aber gar demüthig, denn sie fürchteten den Zorn des Geis, weil ihr Schatzgraben umsonst gewesen. Der Geis aber war wohlgemuth, lachte und fluchte und sagte: „Laßt dem Erdgeist sein Goldgeräth, ich hab' ein ander Wild aufgespürt, das soll auch sein Geld einbringen, wenn's zu Markt getragen wird!" Dann theilte er den Männern seinen Plan mit und sagte, wie er sie ausersehen, seine Blutschöffen zu werden, und sie möchten sich schnell entschließen, damit er der hochadeligen Ganerbschaft könne Vorlag' thun. Zur Ehre der Männer sei es gesagt, sie schwiegen betroffen stille; sie erklärten einstimmig, wie sie die, ihnen vom Herrn Amtmann zugedachte, Ehre zu schätzen wüßten, wie sie aber für solch' wichtig Amt sich nicht berufen glaubten, sintemal nur Einer unter ihnen seinen Namen schreiben könne. Der Amtmann sagte nichts dawider, schalt sie auch nicht, wie er sonst wohl pflegte, wenn ihm widersprochen ward, sondern meinte nur, sie sollten sich's überlegen. Den Andreas Krieger, den Leinweber, behielt der Geis länger bei sich, als die Andern, und als der heimging, am späten Abend,

da hatte der Satan sein Herz verblendet. Er liebte, wie der Amtmann, Geld und Gut und war als Wucherer schon im Orte bekannt. Schwerer hielt's, den Stophel Lieder zu gewinnen und noch viel schwerer, den Konrad Euler zu verführen. Der Heinrich Brack aber sagte, als ihm der Amtmann drohte, ihn zuerst als Hexenmeister anzugeben, wenn er sich ferner weigere: „Nachbarn, meiner Seelen Seligkeit ist mir lieber, als all' zeitlich' Ehr', ich bleib keinen Tag mehr in Lindheim.“ Da bot er zur Stund sein Haus feil, das am Erbsenborn lag, und zog mit Weib und Kind gen Altstadt. Der war dem Teufel entgangen und die Engel im Himmel mögen sich sein gefreut haben. Auch ging wirklich in Erfüllung: „Denen, die mich lieben und meine Gebote halten, thue ich wohl bis in's tausende Glied.“ Die Andern aber waren an die Sünde verkauft, und die verdarb sie. Der Geis nahm sie als Blutschöffen in Eid und Pflicht, und sie schwuren einen Meineid mit Vorsatz und Leichtsinn. Das Blut der Elenden nicht zu suchen, das schwuren sie, und haben doch ihre Hände roth gefärbt im Blute ihrer Nachbarn und Freunde. Gott sei ihrer Seele gnädig!

Dann schrieb der Amtmann einen Brief an die Ganerben, die außerhalb Lindheim wohnten und bat um Vollmacht zum Hexenprozeß. In dem Briefe heißt es wörtlich: „Was sonsten das leudige Zauberwerk anbelanget, gehet dasselbige leider Gottes so stark dahier im Schwang, daß man nicht genug vorsehen kann, und ist vor wenig Tagen ein junger Schmiedsgesell, welcher einen Trunk bekommen, daran gestorben, und hat über die Person auf seinem Todbett' laut geschrieen, daß auch der mehreren Theil von der Bürgerschaft sehr darüber bestürzet, und sich erboten, wenn die Herrschaft nur Lust zum Brennen hätte, so

wollten sie gerne das Holz dazu und alle Unkosten erstatten. Auch könnte die Herrschaft so viel bei Denen bekommen, daß die Brück' wie die Kirche könnten wiederum in guten Stand gebracht werden. Noch über das, so könnte sie auch so viel haben, daß der Herrschaft Diener in's Künftige so viel besser könnten besoldet werden, denn es dürften vielleicht ganze Häuser und eben Diejenigen, welche genug darzu zu thun haben, invociret *) sein. Bitten Etliche derowegen aus der Gemeind' Ew. hochad. Gestreng unterthäniglich in dieser Sachen Verordnung zu thun, daß das Unkraut möge ausgerottet werden, wovon die Herrschaft doch keinen Nutzen hätte, sondern allezeit diejenigen wären, welche sich am widerspenstigsten erzeigten. So hätte man auch noch vor den Augen gesehen, auf welche schon vor diesem (a. 1650) die Andern gestorben wären. Erwarten derowegen von Ew. hochad. Gest. gnädige Einsicht und Verordnung in dieser Sachen.

Lindheimb 31. Decbrs. anno Christi 1662." —

So schamlos durfte damals ein Amtmann an seine Herrschaft schreiben, durfte von dem Gewinne reden, den die Hinrichtung Unschuldiger bringe, durfte von Unkraut reden, von dem die Herrschaft keinen Nutzen habe, ja brauchte sogar nicht einmal zu verschweigen, daß er, als Richter, nach dem Gute der Angeklagten trachte. Wir wenden uns mit Unwillen und tiefer Trauer von den Ausbrüchen einer solchen Verwilderung weg; wir meinen, die Ganerbschaft müßte gewiß den grausamen Vorschlag des

*) Was das Wort bedeute, ob es heißen soll: inficirt — angesteckt — oder etwas anderes, das weiß man nicht.

Geis schrieb beinah kein Wort richtig, und es mußte darum oft die Schreibart geändert werden, damit der Leser den Sinn finden könnte.

Amtmanns verworfen haben; aber so war es leider nicht. Die Antwort kam bald und lautete:

„Wir, Baumeister und Ganerben des Schlosses Lindheimb, thun kund und bekennen kraft dieser Vollmacht, daß wir unsern getreuen Amtmann **Georgium Ludovicum Geisium** auf sein bittliches Fürstellen, wie das leidige Zauberwerk, so wir **Anno** 50 mit Feuer und Schwert zu vertilgen gemeint, wiederum Ueberhand genommen, ermächtigt haben, nach Kaiser **Caroli V.** Halsordnung zu verfahren und das Hexengeschmeiß auszutilgen. Alles zu unserer getreuen Unterthanen Nutz' und zur Ehr' des dreifaltigen Gottes.

Johann Hartmann von Rosenbach.
Franz Christoph von Rosenbach.
Henrich Herrmann von Oynhausen.
Franz Rudolph von Rosenbach." —

Warum fehlt aber die Unterschrift des Junker Hans von der Heese? Ward der vielleicht ausgeschlossen? Nein, er schloß sich selbst aus; denn er wußte wohl, welch' ein ruchloser Mann der Geis war, und würde gern seine Mitganerben vor dem arglistigen Antrag gewarnt haben. Aber er galt nichts bei den Ganerben und sie waren ihm feind, weil er der Bürgerschaft sich annahm und sie in ihren Gerechtsamen schützte. Auch lesen wir folgende Stelle in des Pfarrer Hölkers Hausbüchlein, die uns erklärt, warum sein Name unter der Vollmacht fehlt:

„Bin heut auf Petritag bei meinem gnädigen Herrn in der Heese gewesen. Ging ein groß Geschrei im Ort, der Geis wolle das Brennen wieder beginnen und hätte Vollmacht empfangen von hochadlicher Ganerbschaft. Baten mich derowegen Etliche aus der Gemeine gar inständig, ich möchte zu Junker Hansen gehen, daß der dem Geis

das Handwerk lege; wenn der Geis brennen dürfe, blieb schier Keins am Leben. Dacht's auch. Sagte Junker Hans zu mir: „Der Geis will brennen und hat schon Vollmacht; aber da behüt' mich der Herr Christus vor, daß ich sollt' meinen Namen unter die Lügenvollmacht schreiben. Hab sie dem Geis an den Kopf geworfen und gesagt: „Schäm Er sich, Amtmann, daß Er seine Truhe will füllen mit der Elenden Schweiß und Blut!" Hat mir der Geis geantwortet: „„Gebt mir das Fräulein und ich denk mein Lebtag nicht mehr ans Brennen!"" Da hat ihn mein gnädiger Herr einen Schuft geheißen, und gesagt: „Lieber soll der Schweinhirt die Dirne haben, denn so ein Bärenhäuter!"

„Der Herr laß es zum guten End' gehen!"

„Hab' heut auf Oculi einen sauren Gang thun müssen. Der Geis will brennen, und die Bürgerschaft zittert, und ist Jammer in allen Häusern. Wenn der Büttel durch's Ort geht, singt man Bußpsalmen in den Häusern. Bin zuerst bei **Augustino Hubern**, des gnädigen Herrn von Rosenbach Kellern, gewesen und hab den angegangen, sich der Bürgerschaft zu erbarmen und ein Wort bei seinem Herrn einzulegen. Der schüttelt den Kopf und sagt: „Herr Pfarrherr, was geht's mich und Ihn an? Wenn mein gnädiger Herr die Vollmacht unterschrieben, kann ich nichts machen. Dazu mag sich die Bürgerschaft selbst rathen; geht ja doch sonst so gern ihre eigne Weg' und verfuchsschwänzt der Herrschaft Diener." — So reden die Zöllner Alle! — Der Geis warf mich schier zur Trepp' hinab, als ich mein Anliegens fürgebracht und drohte, er wolle mich mit Weib und Kind auf die Gassen werfen lassen, wenn ich mich unterstünde, ihn zu meistern und schlug mit

der Faust auf die Vollmacht der gnädigen Herren und war so wüthend, daß er in **mea praesentia** *) seinem Saufänger ein Aug' austrat, weil das arme Thier nach einer Mücken geschnappt. Aber ich nahm mir ein Herz und schrie noch lauter, als der Geis brüllte und sein verwundetes Thier: „Herr Amtmann, tretet mir ein Aug' aus, wie dem Saufänger, oder reißt mich in Stücke; aber das Maul halt' ich nicht! Bei Gott, dem Allwissenden, sag' ich's, in Lindheim sind dasmal keine Hexenleut', Ihr müßtet denn die Else brennen wollen. Und brennt Ihr, so gnad Euch Gott; der Armen Blut kommt über Euch, und die Raben fressen Euer Fleisch. „Wer Menschenblut vergeußt, deß Blut soll wieder vergossen werden." Da ergriff der Amtmann seinen Säbel und zog aus und hätte mich elendiglich gemordet, wenn sein eigner Hund ihm nicht in den Arm gefahren. Das Thier hat manch Stücklein Brod's von meiner Margareth empfangen; drum hat's mich lieb. „Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Was Junker Hansens Tadel und des Pfarrherrn Hölkers Ermahnung bei dem Amtmanne gefruchtet, das zeigte sich schnell. Am Montag nach Oculi beschied er den Schmied Aukaß nach dem Hexenthurm, neue Ketten in die Marterkammern zu machen und die Thüren wohl zu verwahren. Aber der Mann meinte, kein passendes Eisen zu haben, und sagte die Arbeit ab. Beim Weggehen hatte er zu seiner Frau gesagt: „Dorth', ich will meine oder deine Ketten nicht selber machen und meiner Nachbarn Ketten auch nicht. Gott verzeihe mir die Sünd', wenn ich lüge; aber für den Hexenthurm hab' ich kein Eisen." Da ward der Büttel gen Ortenberg geschickt, der brachte einen

*) „In meiner Gegenwart."

Schmied von dort mit, welcher dem gestrengen Amtmanne Ketten und Riegel machte. — Die Ketten sind noch vorhanden bis auf diese Stunde. —

Drittes Kapitel.

So war der Frühling des Jahres 1663 herangekommen, und war ein schöner, baldiger Frühling. Schon Anfang März trieben die Weiden um den Burggraben her ihre Kätzchen, und die Wiesen wurden grün um Lindheim her, und die Lerche rief den Ackersmann in's Feld. Aber in Lindheim mochte Keiner die Flugschaar schärfen lassen, denn Angst lag auf den Herzen. Ein Gewitter war im Anzug, und man wußte, daß es einschlagen werde, aber wo? das wußte man nicht. Da kam eines Morgens der Büttel zu dem Schmied Andreas Aukaß und beschied ihn und sein Weib unter's Rathhaus. Der Mann war todtenbleich, und sein Weib weinte, und doch folgten sie schnell und trösteten sich damit, daß der Büttel gelacht, als er sie geladen. Aengstlich schauten sie hinauf zum Fenster über der Unterpforte, zu sehen, was die Else für ein Gesicht mache. Die sah hinter den Eisenstäben hervor und hatte saure Miene; das tröstete die Leute. Auch wurden sie nur gefragt, was der Schmiedsgesell, der in ihrem Hause gestorben, auf seinem Todtbette ausgesagt? Da wollte die Dorth' gern läugnen, aber es half ihr nichts, sie mußte aussagen, was noch Mehrere gehört: wie ihre Gevatterin, die Anna Kraftin, von dem Schmiedsgesell sei als eine Hexe angegeben worden; denn die habe ihm ein Hafermuß gebracht, und als er das gegessen, sei es ihm zum Sterben weh geworden." Anna Kraftin war aber eine

Wittib ohne Kinder, ein Weib treu und fromm, aller Kranken und Armen Trösterin. Die hatte Mitleid mit dem kranken Schmiedsgesell gehabt und brachte ihm oft Nahrung und Erquickung. Der Schmiedsgesell aber war ein launiger, zorniger Mensch, der an der Abzehrung litt. Aukaß und sein Weib wurden nach dieser Aussage wieder entlassen; aber an die Kraftin ward der Andreas Krieger und der Büttel geschickt. Krieger trat mit dem Rufe in ihre Stube: „Seid Ihr auch von dem verfluchten Hexengeschmeiß! Aber wart' ich will Euern saubern Vogel schon reden lehren!" Die Kraftin sprach kein Wort, sondern folgte schweigend den Dienern der Ungerechtigkeit, achtete es auch nicht, daß der Büttel sich die Augen rieb, und die Else lächelte, als sie durch die Pforte gingen. „Betet für mich Herr Pfarrer," rief sie mit kräftiger Stimme, als sie am Pfarrhaus vorüberkam, „es wird bald aus mit mir sein!" — Da nahmen sie die Henker und warfen sie in das Drillerhäuschen*) und dreheten das aus Leibeskräften, und unter dem Rathhause stand der Greis und schrie wie ein Wüthender: „Gesteht, Kraftenanne, Ihr seid die Hexenkönigin!" Aber die Kraftin gab keine Antwort. Da legten sie die Folterknechte auf eine Leiter und dehnten ihr die Glieder aus, daß es zum Erbarmen war; aber der Amtmann bekam keine Antwort. Als man ihr einen Zahn einschlug, um sie zum Geständniß zu bringen, da hat sie das Blut dem Krieger in's Angesicht gespieen, aber gesagt

*) Das Drillerhaus, in unserer Erzählung auch „das brettern Haus" genannt, stand in Lindheim an dem Rathhause. Es war eine Art Kasten von Holz, in welchen die Verurtheilten gesetzt und der dann mit großer Schnelligkeit umgedreht wurde. Das war die geringste Art der Tortur; mit ihr fing Geis jede Untersuchung an.

hat sie kein Wort, und ist auch keine Klage über ihre Lippen gekommen. Da meinte denn der Geis, sie müsse mit ihrem saubern Vogel, dem Teufel, einen gar engen Bund haben, weil sie der in solcher Marter stärke. Ihr Bund aber war der Glaube an den Herrn Christum; der hat sie gestärkt und mit Trost erfüllt mitten in ihren Leiden. Sie hat Niemand angegeben und ist mit unbeflecktem Gewissen heimgegangen. Man hat sie unter den Andern beinah täglich gefoltert, man hat ihr das Stroh unter dem Leib wegnehmen, man hat ihr die Strümpfe ausziehen lassen, sie hat ihre Nachbarinnen zu Dutzenden neben sich hinrichten sehen und hat für Jede einen Trost gehabt und für sich den beßten. Denn weil sie nicht gestehen wollen, hat man sie bis zum Winter 1663 in den Mauern des Hexenthurmes sitzen lassen. Als da eines Morgens die Meerkatz' sie zu neuer Folter abholen wollte, da hatte der Herr sie erlöst. Mitten im Gebete schien er sie abgerufen zu haben, denn man fand sie in knieender Stellung, die Hände gefalten. So ward sie auf den Scheiterhaufen gesetzt und verbrannt. O, Anna Kraftin, wüßt' ich, wo deine Asche ruht, ich pflanzte eine Eiche auf dein Grab; denn Helden gebührt der Eichenkranz! Der Römer, der seine Hand über ein Kohlenfeuer hielt, bis die Gluth sie verzehrte, und die Griechin, die ihre Zunge abbiß, damit sie nicht zur Verrätherin werde, die wußten, daß ihr Name von der Nachwelt genannt werde; dich, edle, unbekannte Dulderin, stärkte des Herrn Ausspruch: „Freuet euch, daß eure Namen im Himmel genannt sind!"

„Was anfangen?" fragte der Geis seine Blutschöffen, als die Kraftenanne Niemand angeben wollte. „„Setzt die Burgelse auf ein Stündlein in den Driller, Amtmann, sprach der Krieger, die gibt die halbe Gemeine an.""

„An die Else wird auch die Reihe kommen, wenn ihre Zeit da ist," gab der Geis zur Antwort, „jetzt ist's noch zu früh dazu. Aber des Schmieds Dorth' ist doch dabei gewesen, als die Kraftenanne dem Schmiedsgesell das Hexenmuß brachte, die weiß gewiß auch Bescheid um den Hexenkönig, den die Anne nicht angeben will; hol' sie her, Büttel, sie soll beichten lernen!" Der Büttel wischte sich die Augen und ging, und je weiter er die Straße hinaufging, desto lauter wurde das Weinen in Lindheim, und herzklopfend sahen ihm die Leute nach, wohin er dießmal gehe, sein Schlachtopfer sich zu holen. Des Schmieds Frau war so standhaft nicht, wie die Anne; kaum hatte die Folter begonnen, so schrie sie wie eine Verzweifelnde, man möchte sie fragen, sie wolle bekennen, was sie wisse. „Ist Claus, der Bierbrauer, der Hexenkönig?" schrie ihr Geis entgegen. Sie antwortete: „„Ja!"" „Ist sein Weib auch eine Hexe?" Dieselbe Antwort. „Sind seine Kinder auch Hexenkinder und des Teufels Fahnenjunker?" „„Ja!"" rief die Schmiedsfrau. „Ist auch Herrmann Fritzens Frau, des Bierbrauers Tochter, eine Hexe?" Es folgte dieselbe Antwort. Da stürzten die Blutschöffen mit dem Büttel in des Bierbrauers Haus, das neben der Brücke stand, und rissen ihn und sein Weib und seine Kinder aus dem Hause und schleppten sie unter das Rathhaus. Als das unten bei der Brücke geschah, lief ein Nachbar hinauf und sagte es Herrmann Fritzen an. Der war erst seit wenigen Wochen mit des Bierbrauers Tochter, die schöne Grein genannt, verheirathet, und sein junges Weib fiel in Ohnmacht, als sie die Schreckensnachricht hörte. Da besann sich der Fritz keinen Augenblick; er nahm mit kräftigem Arme sein geliebtes Weib von der Erde auf und trug sie, laufend über das Feld, in das nahe Gebüsch.

Dort schöpfte er Wasser aus dem Graben mit der hohlen Hand und erweckte sie zum Leben, und dann zog er sie nach sich in flüchtiger Eile. Ueber das Heegheimer Feld, dem Hochwalde zu, ging ihr Lauf. Dort sank das Weib erschöpft nieder; aber Fritz riß sie von der Erde auf und rief dem Schäfer von Heegheim zu, der am Waldsaume hütete: „Schäfer, grüßt Vater und Mutter und alle Freund' in Lindheim; den Fritz sieht Keiner mehr wieder! Will lieber mein Brod suchen vor den Thüren, denn daß ich mein Weib brennen lasse!" — Den Fritz hat man nie wiedergesehen und die schöne Grein auch nicht. —

Jetzt begann das Foltern von Neuem, und mit jedem Schreckensruf der Gequälten ward auch ein neues Geständniß abgelegt, und immer mehr Hexen und Hexenmeister wurden in den Thurm geworfen und in die Keller des Amthauses. Die Weiber, die der Büttel brachte, rissen sich die Haare aus und brüllten wie rasend, und droheten ihren Anklägern mit den Fäusten und fuhren auf die armen Gemarterten los und kratzten sie mit den Nägeln. Und in der Verzweiflung wurden sie selber wieder zu Angeberinnen, und alle Bosheit, aller Haß und aller verhaltene Groll brach aus, und man sah die unglücklichen Schlachtopfer vor Freude lachen, daß sie die Qualen nicht allein zu tragen hatten, sondern daß die Feindin und Neiderin auch leiden mußte. Die halbe Gemeinde stand vor dem Rathhause und an den Scheuerthoren, wo die Schindersknechte ihr Höllenwerk vollbrachten; man schrie, man weinte, man drohte, man prügelte sich. Es war ein Zustand der völligen Verzweiflung. Da drängte sich der Roßhirt Friedrich Rullmann durch das Getümmel nach dem Amtmann zu. Der Mann blutete aus einer tiefen Wunde am Kopf und erzählte unter Verwünschungen, daß Wil-

helm Kraß ein Pferd von der Weide zu stehlen versucht, daß er sich zur Wehre gesetzt, aber von dem Kraß sei zu Boden geschlagen worden, der dann mit dem Klepper entflohen. Da ward der Amtmann noch wüthender und ließ noch härter foltern, bis die Nacht hereinbrach und dem Gräuel ein Ende machte.

Diese Zeit des Schreckens benutzte der Krieger zu einem rechten Bubenstreich. Er hatte ein Mägdlein in seinem Hause, die eine Waise war von ziemlichem Vermögen, das er als Vormund verwaltete. Die wollte er an einen Vetter vergeben, der dem Mädchen zuwider war. Jetzt erzwang er sich unter viel grausamen Drohungen des Mädchens Jawort und schleppte die Heulende und Widerstrebende zum Altare, wo der Pfarrer schon stand, um die Trauung zu vollziehen. Nun war an der hinteren Seite der Kirche nach dem Hexenthurm hin sonst eine Thüre, jetzt ist sie zugemauert; die stand offen, und ehe man sich's vorsah, war die Braut auf und davon, ehe sie noch das Jawort gesprochen hatte. Der Krieger nahm ihr Eigenthum und fragte weiter nicht nach ihr. Viele Jahre nachher, als Keiner von den Blutschöffen mehr lebte, und ein neues Geschlecht aufgewachsen war, kam plötzlich, mit Reisebündeln belastet, als käme sie aus weiter Ferne, eine Familie in's Ort. Die Frau weinte und rang die Hände, denn man wehrte ihr den Eingang in ein Haus, das sie ihr nannte, und in dem Fremde wohnten. Der Mann schaute düster vor sich hin, und er und die Kinder, die sie mitbrachten, verstanden die Sprache des Landes nicht. Das war die Justine, des Kriegers Mündel, die vor Jahren vom Altare weggelaufen war. Niemand kannte sie mehr, nur einige Alten erinnerten sich ihrer; sie war eine Fremde in der Heimath. Doch blieb sie von da an

mit ihrem Manne, der Crispinus hieß, in Lindheim wohnen, und von ihr stammt ein zahlreich Geschlecht, das noch hier lebt, aber seinen Namen etwas verändert hat.

Doch zurück zu den Schreckenstagen vor 1663. In allen Häusern in Lindheim war Wehklagen; was heute dem Nachbar geschah, das konnte Morgen jedem Schuldlosen geschehen, denn in den Augen des Amtmanns waren Alle gleich schuldig, namentlich die Wohlstehenden. Noch sah man auch in der Dämmerung des Abends den Amtmann mit den Schöffen und dem Büttel in die Häuser der Eingekerkerten schleichen. Aus dem Hause des Bierbrauers und des Schmieds nahmen sie alles bewegliche Eigenthum mit, und vor das Haus des Herrmann Fritz legte der Amtmann das Siegel, um seine Diebereien zu bemänteln. Schon jetzt sah man, wo die Sache hinaus wollte; denn Jeder der Blutschöffen erhielt etwas von dem Eigenthum der Unglücklichen, namentlich trieb Krieger zween Kühe in seinen Stall unter dem Vorwand, sie zu füttern, bis die Sache entschieden sei. Wie die Sache aber würde entschieden werden, das sah man voraus; wo der Geis mit seinen Schöffen geplündert, da kam Keiner zurück, nach seinem Eigenthum zu sehen. Ward aber wirklich Einer nach Wochen und Monaten entlassen, der fragte nicht, wohin Dieß und Jenes von seinen Habseligkeiten gekommen, sondern er prieß Gott, daß er ihn aus den Händen der Henkersknechte gerettet. Und die Henkersknechte wuchsen wie aus dem Boden. Der Geis war anfangs in Verlegenheit, wen er zu diesem Geschäft aus der Bürgerschaft erwählen sollte, und hatte darum den Schinder und seine Knechte von Büdingen beschieden. Aber wo ein Aas ist, da sammeln sich auch die Adler. Wenige Tage erst hatte das Foltern gedauert, da waren Gehülfen genug bei der

Hand; da sah man, wie mancher Schurke die Larve der Heuchelei abwarf, die er bisher vorgenommen, und seine Hände mit dem Blute seiner Nachbarn besudelte. — In Zeiten der Noth werden der Menschen Gedanken offenbar; der gute Mensch bringet da aus dem guten Schatze seines Herzens gute Früchte, aber der böse bringt faule Früchte. Gut, daß wir eure Namen nicht mehr wissen, ihr Henker, eure Enkel noch würden darüber erröthen! —

Aber wer beschreibt die Bilder des Jammers, die es nach solchen Martertagen im Innern der Gefängnisse gab! Der Hexenthurm hatte nur drei enge Behälter, kaum so groß wie ein Hühnerstall; oben, unten und an den Seiten Mauern. In diesen Löchern grade zu stehen, war unmöglich, und das Stroh zum Lager war spärlich zugemessen; nur durch schmale Oeffnungen in der dicken Mauer drang ein schwacher Lichtstrahl in die düstern Kammern. Hier fanden sich oft Freunde und Feinde, Ankläger und Verklagte auf Einem Strohlager wieder; hier überschütteten sich die Hartgesinnten mit Vorwürfen und Scheltworten; aber auch manches Wort ward hier geredet, über das der Herr im Himmel sich gefreut, manches Wort der Liebe und der Versöhnung und des Trostes. Hier haben sich die Armen, die unter den Höllenschmerzen der Folter sich angeklagten, unter Thränen ihr Unrecht bekannt; hier in den Stunden der Noth haben sie ihre Herzen einander aufgeschlossen und sind versöhnt und gebessert durch den Trost des göttlichen Wortes zum Scheiterhaufen gegangen. Dazu trug viel die Treue und Liebe des Pfarrers bei. Der war auch in diesen Schreckenstagen ein wahrer Hirte seiner Heerde. Als sein und Junker Hansens Bemühen nichts half, den starren Sinn des Amtmanns zu erweichen, da verband er im Stillen die tiefen Wunden, die seiner Ge-

meinde geschlagen wurden. Wenn die Thüren sich hinter den unglücklichen Schlachtopfern geschlossen hatten, wenn sie klagend oder still weinend auf ihr hartes Lager gesunken waren; dann drang plötzlich, wie die Stimme eines Engels, die freundliche Rede des Pfarrers an ihr Ohr. Bald fragte er sie um ihre Schmerzen und sprach ihnen Trost zu, bald brachte er ihnen Nachricht von ihren Angehörigen; allezeit aber gab er ihnen die Himmelsspeise des Wortes Gottes und lehrte sie, die Trübsal brauchen zum Wachsthum in der Gerechtigkeit. Wenn der Pfarrer vor den Thüren der Gefängnisse kniete und mit den Gefangenen betete, und hinter Schloß und Riegel sein Wort wie das Echo Antwort bekam; dann flohen die Wächter und meinten, die Gefangenen hielten mit dem Teufel Zwiesprache. — In diesem schweren Geschäfte des Trostes aber hatte der Pfarrer eine treue Gehülfin an der guten Bertha; die floh nicht, wenn sie des Pfarrers Stimme vor den Thüren der Gefängnisse hörte, sondern die kam herzu und fragte nach den Wunden der Gemarterten und versprach Hülfe. Sie war es auch, durch deren treue Sorgfalt Anna Kraftin unter den Grausamkeiten der Henker Muth und Leben erhielt. Sie hatte den Büttel bestochen, dessen Habsucht seiner Bosheit gleichstand. Der öffnete ihr oft um Mitternacht die Thüren der Gefängnisse und ließ sie den Kranken und Ermatteten Arzneien und Lebensmittel reichen. Das war denn eine große Stärkung für die armen Hexenleute, wie der Pfarrer sie in seinem Hausbüchlein nennt; aber die Wohlthat der guten Bertha bekam ihnen oft übel. Wenn der Geis sie durch Hunger zum Geständniß zwingen wollte, und sie nach tagelangem Fasten dennoch kein Verlangen nach Speise aussprachen, so meinte der Amtmann, das ginge nicht mit rechten Dingen zu.

Denn der Teufel, so meinte man damals, hilft seinen Dienern, und je treuer sie ihm ergeben sind, desto weniger läßt er es ihnen an etwas fehlen. Hatte nun eine Hexe Standhaftigkeit genug, die Martern ihrer Quäler zu ertragen, so hieß es: „Ihr sauberer Vogel macht sie hart, man muß sie noch mehr züchtigen, daß sie reden lernt!" So lernte denn manche Hexe reden; aber was sie redete, war Lüge, war nur das, was ihre Quäler geredet haben wollten.

Um sich einen deutlichen Begriff von der Angst zu machen, die damals in Lindheim Aller Herzen sich bemächtigt hatte, muß man eine Stelle aus des Pfarrers Hausbüchlein lesen, in der es wörtlich heißt: „Der vermaledeite Geis hat's Brennen begonnen. Haben schon sterben müssen der Bierbrauer und sein Eheweib, Hans Wöppel und Heinrich Kuhn's Frau. Die haben sie zu Asche verbrannt. Bin nicht bei der Exekution gewesen, sondern habe mit den armen Hexenleuten unter'm Rathhaus gebetet, ehe sie abgeführt wurden. War auch Niemand von der Bürgerschaft dabei, denn allein die Henker, deren Vornehmster Johannes Lotz gewesen. Johannes Metzler's Wittib und Andres Aukaß Frau, wie auch den Just Vollbrecht haben sie nach dem Galgen geführt, und nachdem sie abgethan, sind sie an der Kirchhofsmauer hinter der Kapellen begraben worden. Gott sei ihren armen Seelen gnädig!"

„Von der Bürgerschaft hab' ich seit dreien Tagen Niemand gesehen; aus dem Dorf kommt keine Menschenseel' über die Brücken in die Burg, wenn nicht der Büttel eine Hexe vorüberschleppt."

„Es ist so still im Ort, daß man meint, es wäre ausgestorben. Der Müller hat die Mühl' steh'n lassen; wer mag auch an's Brod denken, wo das Leben in Gefahr ist?" —

Einige Tage später schreibt Hölker:

„Bin heut' auf Sonntag **Jubilate**, nachdem das Geläut vorüber, zur Kirchen gegangen, hab' aber Niemand drinnen gefunden, denn allein den Schulmeister und Nikolaus Kraften, der jetzund **Ludimoderator** ist. Konnte also kein Gottesdienst gehalten werden. Erzählten mir die Männer, wie die ganze Nacht durch der Zug der Flüchtigen in den Steinbergswald gegangen sei, wie sie Hab' und Gut mitgenommen und wie sie sich verschworen, dem Ersten den Garaus zu machen, der sie vor den Amtmann bringen wolle. Bin denn um die Vesperzeit auf den Steinberg gegangen, und hab' mit meinen Augen gesehen, wie sie sich im Steinbruch gelagert und Zelte darinnen gemacht von Buchenlaub, und Steine aufgewälzt und eine Mauer gemacht, um im Fall der Noth sich gegen den Geis zu vertheidigen. Hab' den Leuten freundlich zugeredet, wieder heimzukommen und zu bedenken, wie Weib und Kind solches Campiren nicht vertragen könnten. Da sagte Valentin Petri: „Lieber sollen die armen Würmlein erfrieren in unsern Armen, denn daß sie der Geis gleich den andern Hexenkindern einsperrt und verbrennt!"

Mit den Hexenkindern hatte es aber folgende Bewandtniß. Da man ganze Haushaltungen einkerkerte, in denen das Laster der Hexerei alle erwachsenen Glieder der Familie ergriffen hatte, so schloß man natürlich, auch die Kinder seien davon nicht frei. Einige boshafte Personen, oder solche, die durch die furchtbaren Martern zu diesem Geständniß gezwungen wurden, gaben diese Kinder ebenfalls als Hexen an, und behaupteten, sie auf dem letzten Hexentanz und bei dem letzten Hexenabendmahl auf dem Glauberg gesehen zu haben. Da wollte denn Geis auch mit diesen jungen Hexen, die er für äußerst gefährlich

hielt, nicht viel Federlesens machen. Aber das Geschrei dieser unglücklichen Kinder, als man sie auf die Folter spannte, war so herzzerreißend, daß selbst die Blutschöffen und die Henkersknechte eine Anwandlung von Mitleid fühlten. Man brachte sie wieder in ihr Gefängniß und wandte sich an einen Rechtsgelehrten in Büdingen, Mesomylius geheißen. Da der auch nicht wußte, ob Kinder schon zu den Hexenleuten zu rechnen seyen, so wandte man sich an die Universität Rinteln um ein Gutachten. Aus dem kann man sehen, wie die Doctoren der heiligen Gottesgelahrtheit damals dachten; die waren auch blinde Leiter der Blinden, und hätten die armen Kinder sicher zur Ehre Gottes verbrennen lassen, wenn nicht Einer oder der Andere unter den Herren gewesen wäre, der neben seinem gelehrten Wissen auch ein fühlendes Herz in der Brust gehabt hätte. So stimmten sie denn nicht für Verbrennung der Lindheimer Hexenkinder, sondern sie gaben den Rath: „Man hat Solche täglich, Vormittags und Nachmittags, in Gegenwart des Pfarrherrn und Schulmeisters, auch anderer frommen Christenseelen, die sich dabei einfinden, ein Paar Stunden zum ernstlichen Gebet anzuhalten, um die List und Macht des bösen Feindes in ihren jungen Seelen zu brechen."

„Das ist mir denn gar erwünscht gewesen," fügt Hölker hinzu, „und habe die lieben Kindlein täglich mit in mein Haus genommen und sie von meiner Margareth mit Speis und Trank letzen lassen; dann Gottes Wort mit ihnen fleißig tractiret, und sie allgemach dem Geis und seinen Gesellen aus den Händen gerissen; denn in Satans Hand waren die Kindlein nicht, sintemal unser Herr sie in seiner Taufgnade behalten. Des Bierbrauers Görg hat

der Müller zu sich genommen und die Andern haben bei guten Freunden ihr Stücklein Brod gefunden.“

Viertes Kapitel.

Noch saßen zwar die Gefängnisse zu Lindheim voll von Hexenleuten, als die Obengenannten waren hingerichtet worden; aber der Amtmann ließ einige Tage mit dem Foltern und Brennen einhalten, weil er warten wollte, bis die Flüchtlinge wieder zurückgekehrt, um sie dann um so sicherer verderben zu können. Denn alle Entflohenen waren in seinen Augen Hexenleute, die das böse Gewissen weggetrieben, sonst wären sie geblieben. Die Blutschöffen hatten sie auch sämmtlich aufgezeichnet, und Einer nach dem Andern ward eingefangen, wie er sich in seinem Hause sehen ließ.

Nun trat aber ein Umstand ein, an den der Geis nicht gedacht. Einer der Ganerben, Heinrich Herrmann von Oynhausen, der Landdrost zu Braunschweig war, hatte wiederholte Schreiben von dem Pfarrer Hölker und seinem Verwalter, Augustin Huber zu Lindheim, über den blutigen Verlauf der Hexenprozesse erhalten, und um sein Gewissen zu beschwichtigen, seinen Neffen, den Junker Friedrich von Grünrodt, gen Lindheim geschickt, zuzusehen, daß Alles in der Form Rechtens zugehe. Der war in Lindheim erzogen worden und der Fräulein Bertha Jugendgespiele gewesen. Man kannte ihn als einen lustigen jungen Herrn, der gern Scherze und Possen trieb, aber treuen Gemüths war. Darüber freuete sich die Bürgerschaft hoch, und bestürmte ihn mit Bitten, dem grausamen Hexenprozeß ein Ende zu machen. Nun war der Junker zwar immer

noch weich und gut von Gemüth, aber sein Leichtsinn war mit den Jahren mächtig gewachsen, und der Pfarrer schüttelte den Kopf über die Streiche, die der Junker schon am ersten Tage seiner Ankunft ausführte, und meinte, an dem würden die unglücklichen Hexenleute wenig Hülfe haben. Dabei warf der Junker sein Auge auf Fräulein Bertha und reizte damit den Amtmann noch mehr, der in der Wuth seiner Eifersucht den Hexenprozeß nun mit erneuertem Eifer begann. Der Junker Grünrodt trieb sich unter lustigen Gesellen in der Umgegend umher, und wenn er dem Prozeß beiwohnen mußte, dann saß er am Fenster des Rathhauses und sah nach Junker Hansens Haus hinüber und achtete nicht sonderlich auf die Qualen, die man den armen Hexenleuten anthat. Wenn ihn Fräulein Bertha um Hülfe bat für einen Eingekerkerten, dann half er gern und schnell, schlug auch einmal den Büttel mit eigener Hand, als dieser nicht schnell genug die schweren Riegel des Hexenthurms öffnen wollte; aber sonst schien er sein Wohlgefallen am Prozeß zu haben, wie ein Kind an seinem Spielwerk, und meinte, eine bessere Unterhaltung habe er nie gehabt. Das machte denn den Geis und seine Blutschöffen immer verwegener, und es ging keine Woche hin, wo nicht ein Schlachtopfer unter den Händen dieser Mörder fiel. —

Ja, christlicher Leser, meine nicht, ich wolle dir ein Mährlein erzählen, wenn ich sage: „Es ging keine Woche hin, ohne daß ein neues Schlachtopfer fiel.“ Wer Erzählungen zur Unterhaltung in müßigen Stunden erdenkt, der mag auch wohl einen Mord mit einflechten, der gibt dem Ganzen ein schauervolles Ansehen. Ich brauche in der Schilderung der Trauerjahre von Lindheim keinen Mord zu erdenken, meine Geschichte schauerlicher zu machen; ich

könnte dir die Namen von vielen Unglücklichen nennen, die Alle während des Sommers 1663, theils in der Nähe des Hexenthurms, theils am Galgen unfern Lindheim abgethan worden sind, wie es in den Acten heißt. Unter der alten Linde, die damals noch außerhalb des Kirchhofs stand, mußten sie noch einmal auf ihrem Todesgange halten, und man brach ihnen dort den Stab. Aber außer ihren Namen kann ich nichts von ihnen erzählen, denn daß auf sie bekannt wurde, sie seyen bei einem großen Hexenabendmahl gewesen und hätten verschiedene Dienste dabei geleistet. Ihr eigentliches Verbrechen aber bestand darin, daß sie etwas Vermögen besaßen, nach welchem Geis und seine Helfer begierig waren. Dazu war Kläger und Richter in Einer Person vereinigt, und diese Schreckensperson ward täglich wüthender, je mehr der Junker Grünrodt in der Gunst der Fräulein Bertha zu steigen schien. Die ermunterte den Junker freilich nicht in seinen Bewerbungen, denn er war ein leichtgesinnter Bursche, an dem ein züchtig Mägdlein unmöglich konnte Gefallen haben; aber sie stieß ihn auch nicht gewaltsam von sich, wie den Amtmann, weil das Schicksal so vieler armen Menschen in seiner Hand ruhte.

Doch das arme Lindheim sollte noch härter geprüft werden. Es wohnte in der Rosenbachischen Mühle ein gar redlicher Mann, mit Namen Johannes Schüler. Er war von guter Herkunft und hatte von seinen Aeltern eine christliche Erziehung empfangen. Dazu war der Mann reich geworden durch Fleiß und Arbeitsamkeit, und brauchte seine Güter zu seiner Mitmenschen Wohl, und war gar gefällig und freundlich gegen Jedermann und ein wahrer

Armenvater. Gleichgesinnet wie er war auch sein Weib Martha, des Stadtpfarrers Frech zu Weilburg Schwester, schön von Angesicht und wohl unterrichtet für ihre Zeit. Als der Sturm über Lindheim hereinbrach, da war es der Müller, der sich der armen Hexenleute annahm und oft zum Pfarrer kam, mit ihm Rücksprache zu nehmen, wie Diesem oder Jenem zu helfen sei. Schon seit Jahren war er des Pfarrers guter Freund und treuer Helfer bei jeder Gelegenheit gewesen, und Hölker nennt ihn nie anders als seinen „lieben Freund." An den wäre der Geis schon längst gern gegangen; aber kein Angeklagter wollte den Müller als Hexenmeister nennen, so deutlich es auch der Amtmann darauf anlegte. Auch war die Müllerin des Kriegers Gevatterin, und der hielt es nicht für schön, wenn er seine guten Freunde brennen lasse. Da er aber nur an das Gerede der Leute, nicht an sein Gewissen bei solchen Anträgen des Amtmanns dachte, so beschloß er dennoch den Untergang des braven Schüler's. Auch zeigte sich die veränderte Gesinnung des bösen Krieger bald und erweckte Angst und Grauen im Herzen des Müllers und seiner Hausfrau. Als die einst im Spätsommer im Backhaus war, da trat auch Krieger herein und scherzte mit den Weibern, daß denen das Blut im Herzen vor Angst wallete und sprach zu der Schülerin: „Gevattern Marthe, es muß hart halten, eh' es an Euch kommt!" Da sprach zitternd die Müllerin: „„Deß sollte ihnen Niemand die Arbeit danken!"" „Hoh," antwortete boshaft der Blutschöff, „Gevattern Marthe, ich kann thun, was ich will, und was ich will, das thu' ich; und wer ist, wie ich, der kann es auch thun!"

In welchem Sinne Krieger das gemeint, das zeigte sich bald. Einige Tage darauf holte der Büttel die Kinds-

amme ab; die spannten sie auf die Folter, daß sie aussage, wie es mit dem Kinde zugegangen, das die Müllerin vor einem Jahre todt zur Welt gebracht habe. Als die nichts hat bekennen wollen, denn daß das Kind vor der Geburt todt gewesen, und die Müllerin krank gelegen, da sind die Blutschöffen in die Mühle gegangen, und haben auch dort nach dem Kinde gefragt und geforscht, ob es die Kindsamme nicht umgebracht? Aber die Müllerin sagte, sie wisse nichts davon und sei so schwach gewesen, daß sie nicht habe merken können, was mit ihr vorgegangen. Da sind die Schöffen mit dem Amtmann wieder auf's Rathhaus gegangen und haben die Kindsamme so schrecklich gemartert, daß diese endlich ausgesagt, sie habe des Müllers Kind umgebracht und mit noch sechs Andern die Leiche ausgegraben, in einen eisernen Topf gethan und eine Hexensalbe daraus gekocht.

Aber, fragst du vielleicht christlicher Leser, wer kann solch' furchtbaren Verdacht nur in Gedanken fassen? Mit dem Aberglauben jener Zeit hing das genau zusammen. In den Schriften *), daraus die Hexenrichter ihre grausame Weisheit schöpften, stand mit deutlichen Worten geschrieben: Gott hat von Anfang eine gewisse Anzahl Menschen zur Seligkeit bestimmt; ist diese Zahl voll, so hat der Teufel sein Recht verloren und muß aus der Welt weg. Jedes getaufte Kind ist ihm entgangen, jedes ungetaufte aber ist noch in seinen Händen; darum verhindert er die Taufe auf jede Weise und treibt seine Diener und Freunde beständig an, neugeborne Kinder zu morden. Die Leiber solcher Kinder, meinte man nun, seien die beßten

---

*) Hierher gehört namentlich der Hexenhammer, herausgegeben 1489.

Zaubermittel. Aus ihnen wurde die Hexensalbe gekocht, die in vielen Hexenprozessen angeführt wird. Ein Büchschen mit diesen Salben soll man einst auch im Hexenthurm gefunden haben.

Kaum hatte Schüler diese schreckliche Aussage gehört, so eilte er zu dem Pfarrer und beschwor diesen, daß er in Gegenwart der Blutschöffen das Grab des Kindes öffnen lasse. Ungern wurde das von dem Amtmanne bewilligt; denn man fand das todte Kind in dem Särglein vor. Dennoch aber, o es schaudert die Menschheit über solchem Gräuel! wurden die sechs Personen mit der Kindsamme schon am folgenden Tage verbrannt, weil der Geis sagte: das sey ein Wechselbalg und Blendwerk des leidigen Teufels, das eigentliche Kind sey nicht im Grabe gefunden worden, „und wenn sie es auch nicht gethan, so hätten sie solches doch einmalen in der Tortur bekannt und müßten darum erst hingethan und verbrannt werden." Als das Wehgeschrei der Schlachtopfer vom Pfarrer gehört ward, da stürzte er nach dem Hexenthurm hin und beschwor den Geis, mit dem Brennen einzuhalten und riß wie ein Wüthender an dem Holzstoß und weinte und bat bei Allem, was im Himmel ist, man möge aufhören, unschuldig Blut zu vergießen; aber sie riessen ihn hinweg und verbrannten alle sechs Personen auf die elendeste Weise.

Und wie das Raubthier, wenn es einmal Blut gekostet, aus Blutbegierde mordet, so setzten die Mörder von Lindheim einige Tage darauf eine alte Frau, die Bäcker-Margreth genannt, in den Hexenthurm, und der Krieger ging zu ihr hinein und redete ihr so lange zu, bis sie es zufrieden war, Alles zu bekennen, was der Herr Amtmann wolle. Sie selber solle kein Meister und Schindersknecht angreifen, sondern sie solle, wenn sie hingethan worden

sei, neben dem Kirchhof begraben werden. Und höre, lieber Leser, und schenke den Unglücklichen eine Thräne des Mitleids, die alte Margreth gibt noch vierzehn Personen aus Lindheim als Hexen an. Als man die alte Sünderin zum Galgen führte, da hat sie gelacht und gesagt: „Sie könnte wohl wieder Ein bis Neun zurücksprechen, aber sie möchten auch erfahren, wie das Hinthun und Brennen schmecke.“ Welch ein Zustand der Verdorbenheit muß eingetreten sein, wo solche Aeußerungen gethan werden können, wie furchtbar muß ein Herz verwildert sein, das in seinen letzten Schlägen noch über fremden Schmerz sich freuen kann! Behüt' uns, Herr, vor solcher Zeit und schaffe in uns ein reines Herz und gib uns einen neuen gewissen Geist!

Mit vollem Bewußtsein und mit tiefem Grauen sah der brave Schüler und seine Martha das Gewitter über ihrem Haupte sich sammeln. Wohin sie kamen, da fragte man sie darüber, da wußte man neue Aussagen des Geis oder der Blutschöffen zu ihrem Verderben anzugeben. Oft hielten sie mit dem Pfarrer Rücksprache und fragten den um Rath, oft gingen sie in die Heese und baten Junker Hansen um seine Hülfe; aber weder der Pfarrer, noch der Junker, noch auch Fräulein Bertha, die der Müllerin gar gut war, wußten außer dem Troste der Freundschaft und des Wortes Gottes einen andern Ausweg. „Da ist Euer Gevatter Huber,“ sprach Junker Hans, an den wendet Euch einmal und bittet ihn, daß er es seinem Herrn, dem von Rosenbach, vorstelle, wie es allhier hergeht. So lange die Herrn Ganerben nicht selbst ein Einsehens haben, ist nicht daran zu denken, daß der Geis das Brennen läßt, wovor Euch aber Gott in Gnaden bewahren wolle.“ Der Huber war aber Einer von jenen Leuten, die viel von ihrer Freundschaft reden, aber wenig Freundschaftsdienste thun

wollen, denen jede Bemühung unbequem ist, und die die Bittenden mit schönen Worten abspeisen. Er hörte seinen Gevatter Müller gar freundlich an, fragte nach Weib und Kind, sagte aber zu der Besorgniß des Müllers: „Gevatter, was das betrifft, da laßt Euch keine grauen Haare darüber wachsen; der Geis thut Euch und Eurem Weibe nichts, und sollt er's versuchen, so will ich ihm bei seiner Herrschaft ein Feuer anblasen, daß er an mich denken soll!" Aus solchen Reden merkte der Müller, daß auch von dieser Seite keine Hülfe möglich sey. — So entschloß er sich denn, zu dem Amtmann selber zu gehen, und den um sein Loos mit der Herzhaftigkeit eines Mannes zu befragen. Der war damals in Selters, einem hanauischen Dorfe, zween Stunden von Lindheim, und sprach dort Recht im Auftrage des Grafen, wie er es zu Lindheim gewohnt war. Der Amtmann nahm den Müller wider Vermuthen freundlich auf, denn wahrscheinlich hatte Schüler etwas mit sich genommen, was den Geis freundlich stimmte. Mit leeren Händen durfte ein Bittstellen nicht zu ihm kommen. „Geht heim, Müller," hatte der Geis gesprochen, „und sagt Eurer Martha, sie solle ohne Furcht sein; wenn die Bäcker-Margreth wider sie bekannt hätte, so will ich sie, wenn ich wieder gen Lindheim komme, auseinanderstrecken, daß sie gern das Maul halten soll." Das Wort belebte des Müllers Hoffnung; aber als er zum Oberthor herein wollte, so stand der Büttel unter der Pforte und wischte sich die Augen und reichte ihm die Hand und wollte schier vergehen vor Herzeleid und Gebreste. Da sank dem Müller der Muth; und als er durch das Unterthor gehend, mit klopfendem Herzen nach der Kammer der alten Else aufsah und diese ihm zunickte und einen freundlichen „guten Abend!" wünschte; da war es dem Müller, als fühlte er

schon das Feuer des Scheiterhaufens. Bei'm Eintritt in die Mühle kam ihm sein Weib mit verweinten Augen entgegen und fiel ihm um den Hals und war verzagt und kleinmüthig, und rief unter Schluchzen: „Ach gülden Hans, ich habe groß Leid getragen, seit du fort warest. Es war mir zu Sinn, als wenn der Geis dich nicht wieder nach Lindheim ließe, sondern dir schnell den Prozeß machte. Auch ist der Krieger dagewesen; der hat gehört, daß du gen Selters zum Geis gegangen, und war bös darob, daß man ihm nicht auch das Maul gönne; was der Geis könne, das könne er auch." „Dann ist der Krieger," fuhr sie fort, „in Christophel Kaiser's Haus gekommen und hat dort gesagt, er und der Amtmann hätten sich zusammen verlobt und verschworen, wenn Einer sey und über sie klagen wolle, den wollten sie sogleich in das Brettern-Haus und in die Scheuern führen, und ihm allda die Sach' mit der Folter anzeigen."

„Laß uns festhalten, Martha," sprach der Müller tief erschüttert, „unser Herrgott lebt noch." „„Du wirst meine Seele nicht in der Hölle lassen,"" spricht David im Psalm, „„und nicht zugeben, daß dein Heiliger verwese. Drum freuet sich mein Herz und meine Ehre ist fröhlich, auch mein Fleisch wird sicher liegen."" „Und gedenk' weiter Martha, des schönen Sprüchleins, das unser Herr Pfarrer oft anführt:

„„Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Und wollten uns verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Thut er uns doch nichts;
Das macht, er ist gericht',
Ein Wörtlein kann ihn fällen!"

Aber warum hört man denn nichts mehr von dem Junker Grünrodt, und warum sprach den der Müller nicht um Hülfe an? Der hatte, wie es in Hölker's Hausbüchlein heißt, des Prozesses sattsam genossen und war wenig zu Lindheim. Als er sich in den Tagen, wo ein groß Geschrei über die Müllerin im Orte gehört ward, zur Reise in den Huttengrund anschickte, wo er Freunde hatte; da bat ihn Junker Hans, doch jetzt in Lindheim zu bleiben und Bertha beschwor ihn bei Allem, was ihm heilig sei, der Müllerin zu helfen. Sie erinnerte ihn, wie freundlich die Müllerin gegen ihn gewesen, wenn er als Kind zur Mühle gekommen, und wie manch' Stück Flitterkuchen sie ihnen Beiden getheilt. Da lachte der Junker und sprach: „Fräulein, Ihr habt Recht, und die Müllerin ist ein ehrlich Weib und soll ihr kein Haar gekrümmt werden; aber hier bleiben kann ich nicht. Ich hab's mit dem Forstmeister von Gelnhausen abgeredet, daß wir mitsammen in den Huttengrund reiten wollen, da kann mich finden, wer mich sucht. Lebt bis dahin wohl, Fräulein, und gedenkt mein in Liebe." „Junker," sprach das Fräulein ernst, „ich gedenke Eurer gern, am liebsten in meinem Gebet, daß der Herr Euch Einsicht und festen Sinn bald verleihen wolle; aber seid Ihr schuld, daß die Müllerin ohne Recht und Gerechtigkeit brennen muß, dann seh' ich Euch nimmer in's Angesicht. Der Müllerin Leben ist mehr werth, als Euer leichtfertig Fahren!" Da lachte der Junker aus Herzensgrund und küßte dem Fräulein die Hand und sprengte auf seinem Hengste zum Oberthor hinaus mit einem solchen Ungestüm, daß er schier den Büttel überritten hätte, der sich in der Herbstsonne wärmte.

Als nun die Noth immer größer ward, die Blutschöffen immer lauter von der Müllerin Schuld sprachen und des

Amtmanns Ankunft täglich erwartet wurde; da eilte der Müller gen Büdingen und ließ sich eine demüthige Supplik an gedachten Junker Grünrodt machen. Der aber war schon nicht mehr im Huttengrund, sondern war mit seinen Gesellen weiter geritten gen Würzburg hin. Doch der Müller eilte ihm nach und fand ihn endlich auf der Reise und flehete ihn so lange an, bis er ihm ein Schreiben gab an den Amtmann, sich in der Müllerin Sache nicht zu übereilen. Mit dem Schreiben kam der Müller nach Lindheim zurück; aber es war bereits zu spät, sein Weib saß schon seit zween Tagen im Hexenthurm, und des Junkers Schreiben erbitterte den Geis und seine Schöffen so sehr, daß sie laut schwuren, sie wollten nicht rasten, bis das Hexengeschmeiß, das in der Mühle hause, mit Stumpf und Stiel ausgerottet sei. Da that der Müller einen sauren Gang; er ging zu dem Krieger in sein Haus und gönnte ihm das Maul, wie er sich ausdrückte, und flehte ihn an, daß er ihm behülflich sei, mit seinem Weibe reden zu dürfen. Der that anfangs gar stolz und meinte, der Müller solle sich solche Erlaubniß in Würzburg bei dem gnädigen Herrn holen; das ist aber gewiß, man sah sie nach einiger Zeit mit einander in die Mühle gehen und aus der Mülhe auf den Hexenthurm. Was in der Mühle zwischen ihnen vorgefallen, das weiß Niemand; aber der Pfarrer sagt: „Umsonst hat der Krieger dem Müller den Hexenthurm nicht aufgemacht, und der Büttel auch nicht!“ Wie er denn mit dem Blutschöffen in den Hexenthurm getreten, da hat er zu seiner Martha gar beweglich gesprochen: „Wenn sie sich dieses bösen Lasters der Hexerei schuldig wüßte, so sollte sie solches bekennen, Gott die Ehre geben, und mit wahrer Reue, Buße und Bekehrung ihre arme Seele erretten, und dabei wohl bedenken, daß sie von schwacher

Natur, und als ein blödes Weib die grausame Tortur und Pein nicht ausstehen könnte, und wo sie es in der Pein bekennen müßte, sie darauf doch verbrannt würde." Die Müllerin aber hat das standhaft verneint und gesagt: „Ob ich mich sollte unschuldig dem Teufel ergeben und von Gott absagen, so thue ich es doch nicht; wenn man mich gleich martert, foltert und verbrennt, so kann man doch die Seel' nicht verbrennen, und ich will mein Haus und Hof, ja Leib und Leben verpfänden; man soll mich nur zur Defension kommen lassen."

Aber zur Defension ließ man die Müllerin nicht, und das Schlimmste fürchtend, übergab der Müller dem Pfarrer seine Kinder und reiste gen Würzburg, um von dem Domdechanten von Rosenbach die Loslassung seiner Frau zu bewirken. Ach, der arme Schüler ahnte nicht, als er über die Berge des Spessart eilte, daß daheim sein unglückliches Weib bereits mit den grausamsten Martern gequält werde. Die Müllerin war schwach von Körper und die Qualen der Folter warfen sie aus einer Ohnmacht in die andere; aber immer von neuem setzten ihr die Henker zu, und mißhandelten sie auf solche entehrende, schändliche Weise, daß sie bekannte: „Sie habe das Laster der Hexerei in ihrem letzten Kindbette erlernt, und habe deßwegen auch ein Zeichen und Maal vom Teufel am Bein; sie habe ihr Kind auf des Teufels Befehl morden helfen;" ja man zwang sie sogar, ihren Mann als Mitschuldigen anzugeben.

Nun hatten die Bluthunde von Lindheim erlangt, was sie wollten, und als Schüler Donnerstag den 8. December von Würzburg zurückkehrte mit den beßten Vertröstungen schneller Hülfe; da nahm ihn der Büttel schon unter dem Thore fest und schleppte ihn nach dem Hexenthurm. War

es Zufall oder Absicht, ihn noch mehr zu quälen, man schloß ihn gemeinschaftlich mit seinem Weibe in Eine der kleinen Kammern. Weinend sank ihm sein treues Weib an die Brust, und Alles, was Schmerz und Liebe und Freude und Angst eingeben, das sprach sie aus, und fragte nach ihren Kindern, ihrem Johannes und ihrer Elisabeth und forschte, ob der kleine Adam auch wohl versorgt sei? Auf alle diese Fragen konnte der unglückliche Vater keine Antwort geben, denn er hatte seine Kinder nicht gesehen. — So lagen denn die unglücklichen Müllersleute in ihrem engen, harten Kerker. Wenig Stroh nur war ihnen als Bette untergebreitet, die Wände waren vom Reif weiß gefärbt und der Frost rüttelte ihre dünn bekleideten Glieder. Vergebens bot Fräulein Bertha alle ihre Ueberredungskunst auf, daß ihr, wie früher, verstattet werde, dem Müller und seinem schwachen Weibe Kleider und Nahrung zu reichen, vergeblich bestürmte Pfarrer Hölker den furchtbaren Amtmann mit Bitten, den Gefangenen ihr Loos zu erleichtern, vergeblich wartete Huber auf Hülfe von Würzburg, wohin er sich endlich gewendet hatte, als sein Gewissen erwachte; — die Qual der unglücklichen Schlachtopfer wurde nicht vermindert, nein, nur vermehrt. Denn nun ging das Foltern mit dem Müller an auf eine unerhörte Weise. Martern, wie sie von Wilden nicht ausgedacht werden können, Qualen und Mißhandlungen, die den Heiden zu unschicklich erscheinen, häufte man täglich auf den unglücklichen Mann. Schüler hielt anfangs standhaft aus, denn ihn stärkte der Glaube, ihn ermuthigte das Bewußtsein seiner Unschuld. Da erdachte Geis ein abscheuliches Mittel, ihn zu erweichen, wie er sich ausdrückte; man zog ihm nämlich die Kleider aus und legte ihn halb nackt auf den harten Boden seines Gefängnisses. Aber auch

dieses Mittel half nichts, denn Schüler war von großer Kraft und Gesundheit, und trug ein Herz in der Brust, das aller Erdennoth gewachsen war. Als man aber sein armes Weib mit ihm folterte und er ihr Jammergeschrei hören mußte, da stöhnte er aus tiefster Brust wie ein gefesselter Löwe. Diesen Augenblick benutzte Geis und forderte ihn auf, nur mit Kopfnicken seine Fragen zu beantworten. Ob nun der Müller wirklich in seinen unerträglichen Schmerzen mit dem Kopfe genickt, oder der Amtmann eine unwillkürliche Bewegung seines Kopfes für eine Antwort genommen, genug, man legte ihm zur Bestätigung ein Protokoll vor, worin er sich des Lasters der Hexerei schuldig bekannte. Als er alle diese Punkte bestritt, so wurde er wieder auf die Folter gelegt und so mißhandelt, daß er halb todt in den Thurm zurückgebracht wurde, und unter den Höllenschmerzen Geständnisse that, deren er sich selbst am folgenden Tage nicht mehr zu erinnern wußte. Da sollte das Foltern von neuem beginnen; aber zum Glück ward der Amtmann nach Selters gerufen und blieb einige Tage daselbst.

Fünftes Kapitel.

Auszug aus Hölker's Hausbüchlein.

„Der Geis ist von Selters zurückgekehrt und droht, daß er den Müller in Stücke zerrißen und heiß Oel auf ihn und in ihn wolle gießen lassen, wofern er nicht gestünde. Man soll menschlicher Obrigkeit um des Herrn willen gehorsam sein, sagt die Schrift: ob aber eine Obrigkeit Gehorsam verdient, die ihr Amt mit Fürwitz und Schande

treibt und das Blut der Elenden trinkt, als wär' kein Gott im Himmel, der nach dem Blute der Armen frage, das möcht' ich nicht sagen. Der Müller muß aus dem Thurm weg und sein Weib auch, das ist mein bestimmtes Fürnehmen. Bin zwar selbst ein Bote des Friedens und hab' nie Thüren aufgebrochen und Mauern gestürmt, hier aber gilt's, ein Streiter in des Herrn Dienst zu seyn; da fürcht' ich nicht Sündschuld. Hab's immer gedacht, der Huber ist ein falscher Freund; da liegt sein Gevattermann im Hexenthurm und das Holz ist schon gehauen, das ihn brennen soll, und der Mann will nicht Hand noch Fuß regen, ihm zu helfen. Hat sich der Mensch nicht hinter den Ohren gekratzt und mit den Achseln gezuckt, war er nicht so verzagt, wie ein Hase, als ich ihm sagte: „Keller, helft den Müller retten, Ihr thut ein Gotteswerk!" Sprach er doch von der Gefahr, wie ein Weib, und von seines Herrn Ungnade und von des Amtmanns Wuth, der sich am Ende auch an ihm vergreife! Nun bleib' du, wo du bist, du falscher Freund, und heuchle dein Mitleid denen vor, die daran glauben. Ich glaub' dir nicht, du Pharisäer! Der Schüler muß dennoch salvirt werden!"

Es war in der Nacht des 18. Februar 1664, da ruhten der Müller Schüler und sein Weib auf ihrem harten, kalten Lager im Hexenthurm. Unter Thränen und Seufzen und Gebeten zu dem, der die Gefangenen tröstet und erlöset, waren sie eingeschlafen. Der Februarsturm heulte schrecklich durch die Ulmenbäume, die den Thurm umgeben, aber durch die dicken Mauern des Thurmes und durch die enge Oeffnung, die als Fenster diente, nun aber mit Stroh verstopft war, drang kaum ein schwacher Laut von dem

Unwetter. Da fühlte Schüler, der sich von bösen Träumen gequält, auf dem Strohlager herumwarf, daß eine Hand ihn berührte, erst leise, dann heftiger und ihn aus dem Schlaf zu wecken strebte. „Laß mich noch schlafen, Martha," sprach er, „ich bin zum Sterben müde und meine Wunden brennen mich; laß mich schlafen!" „Hörst Du denn nicht," war seiner Martha Antwort, „wie unheimlich es draußen am Thurm rumort, und wie es an dem Fensterlein rasselt?" „Es wird der Wind sein, Martha, der in den Ulmen seufzt; laß mich wieder schlafen; auch Dir wird der Schlaf wohl thun." „Nein, Hans, ich schlafe nicht, ich hab's schon seit einer Viertelstunde gehört, daß draußen etwas vorgeht; ach, hör' nur, eben ruft's Deinen Namen!" Da rückte sich Schüler in die Höhe und horchte. — Zu seinen Füßen fiel aus der Fensteröffnung das Strohbündel nieder durch einen Stoß von außen, und die wohlbekannte, freundliche Stimme des Pfarrers sprach: „Fürchtet Euch nicht, Müller, es geschieht Euch kein Leid; das Stündlein Eurer Rettung hat, so Gott will, geschlagen! Nehmt dieses Brecheisen und arbeitet rüstig von innen darauf los, daß die Oeffnung größer wird und Ihr sammt Eurem Weibe herunter könnt!" Da faßte der Müller die Eisenstange, und unter Thränen der Freude und mit klopfendem Herzen stieß er sie ein in das morsche Mauerwerk, während Martha die abgelösten Steine auf die Seite trug. Auch von Außen hörte er das Eindringen des Bickels und das Schlagen eines schweren Hammers auf das Gestein. Zwei Stunden dauerte diese Arbeit von innen und außen, denn die Mauer war dick und der Schweiß rann in Strömen von Schüler's Angesicht. Die Qualen der Folter hatten ihn geschwächt. Da brach ein großes Stück von der oberen Seite des Thurmes los und stürzte in die

Tiefe und an der weiten Oeffnung erschien der Müller und rief mit heiserer, angstvoller Stimme: „Nun, Freunde, thut das letzte Werk und helft mir hinab mit meinem Weibe!“ Schweigend ward eine große Leiter an den Thurm gelehnt und Schüler schritt zurück, um seine Martha zuerst zur Flucht zu ermuntern. Die Müllerin trat zur Leiter und machte den Versuch, hinabzusteigen; aber ein Schwindel ergriff sie, sobald sie der Oeffnung sich nahte. Schüler redete ihr zu, beherzt zu sein; aber das Wagestück war für ein schwaches, entkräftetes Weib zu groß; sie taumelte zurück und sank weinend in die Ecke des Gefängnisses. Da faßte sie Schüler, die letzte Kraft aufbietend, mit dem rechten Arm und versuchte es, die Leiter zu erreichen; aber schon an der Oeffnung der Mauer sank er zusammen. „Herr Gott und Vater,“ rief er, „hilf du mir, ich kann nicht!“ Da hörte man die Untenstehenden leise mit einander flüstern, und eine Gestalt stieg auf der Leiter empor und rief: „Laßt mich's in Gottes Namen versuchen, das Weib hinabzutragen.“ Es war die Stimme des Burgschützen Heinrich Stohr. Der Mann faßte mit kräftigem Arme die Müllerin; aber auch er vermochte das Wagstück nicht auszuführen. Noch eine zweite Gestalt stieg schweigend in das Gefängniß und machte denselben Versuch; aber es war alle Mühe vergebens. Da sprach die Müllerin: „Geh' in Gottes Namen, Hans, der Herr will nicht, daß ich Dir folge! Eile nur, daß Du Dich rettest, und wenn Du frei bist, so gehe zur gnädigen Herrschaft und sag' der, wie's in Lindheim hergeht und komm' dann wieder. Sie werden ja an mir armen Weibe Barmherzigkeit üben und mir kein Leid thun, bis Du wieder da bist!“ „Nein, Martha, sprach fest der Müller, „wenn Du nicht mitgehen kannst, so bleibe ich auch hier. Mag uns dann der Geis

mitsammen brennen; dann kann Eins das Andere stärken im Todeskampf. Der Herr wird uns Kraft geben, auszuharren bis an's Ende!" „Müller," sprach da, auf der Leiter stehend, der Pfarrer, Eure Rede ist fromm und gut, wie sie einem christlichen Ehegatten geziemt; aber Euer Hierbleiben wäre nutzlos. Ihr opfert Euch und Euer Weib, wenn Ihr bleibt; geht Ihr aber, so könnt Ihr bei der gnädigen Herrschaft bald einen Einhalt des Heidengräuels, der hier herrscht, erwirken!" „Ich will Eurer Rede als Gottes Stimme folgen, Herr Pfarrer," sprach der Schüler nach kurzem Besinnen, „obgleich mein Herz vor Wehmuth schier vergeht!" „Leb' wohl, Martha, und bitt' für mich den Herrn Christum, daß ich wieder zu Dir komme, meinem lieben, getreuen Eheweib!" So redend drückte er die weinende Frau an sein Herz, faßte mit Aufbietung aller Kräfte und unterstützt von den andern Männern, die Leiter und stand bald auf dem Boden. Da trat eine Gestalt, in einen weiten Mantel gehüllt, auf ihn zu, und im Schein des Mondes, der eben durch die Wolken brach, erkannte Schüler die Fräulein Bertha. „Nehmt diesen Brief, Müller," sprach sie, „und gebt ihn von meinetwegen dem Herrn Dietrichen von Rosenbach, wenn Ihr gen Würzburg kommt; auch sind hier etliche Goldgulden, die verschmäht nicht. Und damit Gott befohlen!" Der Müller war wie betäubt, als er der Jungfrau in's schöne, freundliche Auge sah; er wollte seinen Dank ausdrücken, aber er vermochte es nicht; Thränen nur rollten über seine blaßen Wangen. „Gott segne Euch, Fräulein!" das waren die einzigen Worte, die er hervorstammelte. Dann reichte er den Männern, die ihn gerettet, die Hand und sagte unter vielen Thränen ihnen Lebewohl. Als er dem Burgschütz die Hand gab, da sprach der: „Müller, als das Kriegsvolk

mir Hab' und Gut geraubt, da waret Ihr mein Retter; der alte Stohr vergißt nicht, wer ihm Weib und Kind vom Hungertode gerettet." „Eilt Schüler," sprach da der Pfarrer, „die Zeit drängt; die Hähne rufen schon den Morgen an, eilt, daß wir zur Pfarre kommen und Ihr Euch letzet, ehe der Büttel die Runde um den Thurm macht!" So zog er den Müller an der Kirche vorbei nach der Pfarre, letzte ihn mit Warmbier, gab ihm Kleider und Reisevorrath, riß ihn gewaltsam von dem Lager seiner Kinder weg, an dem der unglückliche Vater betend kniete, und drängte ihn mit den Worten zur Thür hinaus: „Macht nur, Müller, daß Ihr vor Tag nach Heegheim kommt; Junker Hans hat bei'm Löwenwirth einen Klepper für Euch hingestellt, den nehmt und reitet, was Ihr könnt, zu Eurem Schwager gen Weilburg; wir wollen mit Gottes Hülf' über dem Leben Eures Weibes wachen. — Noch sieht man an dem Hexenthurm die Stelle, wo einst der Müller ausbrach, und auch die Rechnung ist noch vorhanden, die ihm Geis wegen angerichteten Schadens aufstellte.

Brief des Pfarrers Hölker zu Lindheim an den Pfarrer M. Johannes Frech zu Weilburg.

Hochwürdiger, insonders hochgelahrter Herr Magister, herzlieber Freund und Bruder im Herrn!

Es sagt der Apostel Paulus: „Wir rühmen uns der Trübsal, dieweil wir wissen, daß Trübsal Geduld bringet." Das golden Sprüchlein ist auch dem Herrn Bruder wohl

bewußt, sintemal es sonntäglich von denen Dienern des Evangelii muß an's Herz gelegt werden. Aber wer kann's uns armen Hirten verdenken, wenn unser trotzig und verzagt Herz trauert und unser Aug' weint, wenn des Herrn Hand schwer auf uns liegt? So muß ich denn auch den Herrn Bruder durch mein Schreiben gar sehr betrüben, das mir sauer ankommen, denn kein früheres. Mög' der allmächtige Gott Euer Herz stärken, daß es nicht an seiner Gnade verzweifle! Es ist Euch wohl bewußt, in welch' Calamität und Betrübniß Euer lieber Schwager, der Rosenbachische Müller, durch den leidigen Hexenprozeß, so nun schon bei zwei Jahren währet, gerathen ist; auch wird der Müller nach seiner Salvirung allbereits bei Euch eingetroffen sein. Nach gedachter Salvirung des Müllers war Jedermann hochbesorgt, daß der Bluthund Geis, wie er denn kein göttlich und menschlich Recht achtet und täglich mehr Buberei übt, seine Hand an des Müllers Eheweib legen werde, das wegen großer Schwächen hatte im Thurme verbleiben müssen.

Wie ich denn sogleich zum gnädigen Herrn gegangen, der um solche Flucht wohl gewußt, und ihn dringlich ersucht, in der Sachen selbsteigne Fürsicht zu thun. Hat sich aber der Geis wieder Vermuthen ruhig verhalten, die Müllerin nicht foltern lassen, sondern sich so angestellt, als wölle er ein gerechter Richter sein. Ist aber alles eitel Lug und Trug und Teufelskunst gewesen und hat uns nur damit hinters Licht führen wollen. Denn als ich am 23. Februari in aller Frühen das Hexenglöcklein gehört, das nur gezogen wird, wenn ein armer Sünder hingethan werden soll, hab' ich mich schier entsetzet und bin stracks nach dem Rathhause gelaufen. Da ich dorten Niemand funden, auch die Straße noch ganz leer gewesen, bin ich

nach dem Hexenthurm geeilt. Von dem war aber nichts zu sehen, sondern der war in Rauch und Dampf dermaßen eingehüllet, daß ich gemeint, das alte Dach sei abgebrannt. Wie ich aber näher kommen, hat mich einer von des Amtmanns Lotterbuben und Schinderskuechten, der mit einer Hellebarde da auf der Wacht gestanden, angefahren und zu mir gesagt, ich solle mich aus dem Staube machen, der Herr Amtmann habe befohlen, daß Keiner zum Thurme solle gelassen werden. Da bin ich hinübergesprungen in die Heese und habe Junker Hansen geweckt, mit dem dringlichen Fürstellen, daß sonder Zweifel der Geis ein Bubenstück ausdenke. Der gnädige Herr ist stracks aus dem Bette gesprungen und hat einen schweren Säbel ergriffen, und so sind wir selbander auf den Hexenthurm losgegangen. Da hat sich uns denn ein Schauspiel gezeigt, daß man mit dem Propheten hätte ausrufen mögen: „O, daß meine Augen Thränenquellen wären!“ Denn der vermaledeite Bluthund hat die Müllerin mit einer Ketten, so ihr um den Leib geschlungen gewesen, in das Loch hinabgehängt, das in Mitten des Thurmes befindlich, und unten ein Höllenfeuer angezündet, um sie elendiglich zu braten. Doch ist des Geis sein Bubenstück nur halb gelungen. denn der gnädige Gott hat die Müllerin durch einen baldigen Tod erlöset, indem der Rauch sie erstickt, ehe noch die Flamme ihre Kleider ergriffen. So haben wir denn das Weib aus dem Loche herausgenommen, während der Geis und seine Rotte sich salviret, und nach der Heese getragen, wo Fräulein Bertha unter viel Weinen und Wehklagen sich ihrer freund-christlich angenommen. Aber ihre Seele war nicht mehr in ihr, und ist also verschieden am 23. Februari circa hora VII.

Wenn nun der Apostel sagt: „Daß Trübsal Geduld

bringet," so wollte ich den Herrn Bruder bittlich hierdurch ermahnt haben, dieses Sprüchleins fleißig eingedenk zu bleiben und Alles in Gottes Hand zu befehlen, der uns durch seines lieben Sohnes Kreuz und Blut erlöset hat von allem ungöttlichen Wesen und uns geholfen zu seinem himmlischen Reich. „Ein' feste Burg ist unser Gott!" Was nun das Begräbniß der Müllerin anbelanget, so ist sie mitten in der Nacht, ohn' Sang und Klang, aber gar christlich und ehrlich zur Erden bestattet worden und liegt in geweihter Erd'. Das tröste Euch, lieber Bruder im Herrn, und den Müller auch, dem der Herr Christus seine Geduld wohl in's Herz präge, daß er nicht zweifle, sondern festiglich glaube, der Gott aller Gnaden hab's wohl gemacht.

So gegeben zu Lindheim den 24. Febr. 1664.

Eines vielgeliebten Herrn Bruders

dienstwilligster

Conradus Hölker, Pfarrherr.

Dieser Brief fand den Müller nicht mehr in Weilbug. Wenige Stunden hatte er nur dort verweilt; die Angst um sein Weib trieb ihn gen Würzburg. Um nichts zu unterlassen, was zur Rettung der unglücklichen Familie dienen könnte, schrieb auch der Magister Frech an den Herrn von Oynhausen zu Braunschweig einen gar beweglichen Brief, der Vieles erklärt, was dem Leser bisher undeutlich gewesen; wie es nämlich gekommen, daß der Hexenrichter schalten und walten durfte, wie er wollte, daß die armen Hexenleute so wenig gute Freunde fanden, und daß diese mit so großer Aengstlichkeit sich ihrer annahmen. Furcht war es, selbst als Mitwisser dieses Teufelsgräuels ange-

klagt zu werden. So sehen wir denn in allen diesen Hexenprozessen, wie das Kind die Aeltern verläßt, die Aeltern sich von dem Kinde lossagen, die Nachbarn und Freunde sich verläugnen und Mann und Frau sich nicht beihalten. Hier macht auch der gute Schüler mit seiner Martha eine schöne Ausnahme. Merkwürdig sind darum einzelne Stellen in jenem Briefe des Magisters Frech, die also lauten:

„Ich bin zwar anfangs, als seine Anzäpfung mit einigen Umständen, wiewohlen fälschlich fürkam, der Meinung gewesen, mich seiner, als eines sogenannten Schuldigen, wie recht und christlich, nicht weiter als mit andächtiger Fürbitt' zu Gott um seine Bekehr- und Erleuchtung anzunehmen, wie auch der lieben Obrigkeit in Gottes Namen, welchem dieselbe deßwegen schon genauere Rechenschaft zu geben habe, zu befehlen. Jedoch, weil ich nunmehr berichtet werde, daß solche Anzäpfung gar nachdenklich, mehr aus Feindschaft und Qual der Tortur, als aus beweislichem Grund der Wahrheit herrühre; als hab' ich mir nun billig ein Gewissen daraus zu machen, ihn sogar zu verlassen und ihme nicht mit einig Vorbittsschrift beizuspringen, massen nicht allein die christliche Liebe, sondern auch die nahe Schwägerschaft, mit welcher er mir zugethan, auch sein aller Orten, wo er sich gehalten, gut gehabtes Gerücht, wohl ein Mehreres von mir erheischet." Und wie lautet die Fürbitte, die der Bruder für die Schwester einlegt? Von ihr steht im Briefe kein Wort; aber in der Nachschrift heißt es: P. S. „Weilen auch mehrgedachten, meines Schwagers Hausfrau, wegen auch beschuldigten Zauberei eingezogen, ihre Unschuld aber aus vielen Gründen und Umständen zu beweisen fast scheinbar ist; als bitte ich gleichfalls unterdienstlich, gnädig zu befehlen,

damit vorsichtig verfahren, und sie nicht übereilt werden möge.“

Der Brief kam in die Hände des Herrn von Oynhausen, blieb aber unbeantwortet, die unglückliche Schülerin, die er retten sollte, war bereits hingerichtet.

Sein trauriges Geschick erfuhr der Müller erst in Würzbnrg, wohin sein Schwager des Pfarrers Brief ihm nachgeschickt, und um sein Leiden noch zu vermehren, so war der Herr von Rosenbach, auf dessen mildes Herz er sich dießmel besonders verlassen hatte, nach Lindheim abgereist. Da wandte sich Schüler nach Speyer an des heil. römischen Reichs Kammergericht, und beschwor die Richter und Räthe, sich seiner und des unglücklichen Lindheims anzunehmen. Doch war das Reichs-Kammergericht die Eile grade nicht gewohnt, und man pflegte von etwas, das recht lange dauerte, zu sagen: „Es zieht sich in die Länge, wie ein Kammergerichtsprozeß.“ Und doch war das Bittschreiben an das Reichskammergericht, das ihm ein gewisser Baron Moritz Wilhelm von Gülchen verfaßte, ein wahres Meisterstück von Kraft und Beredsamkeit, das seinem Verfasser zur Ehre für alle Zeit gereicht, den Richtern aber zur Schande, die da wußten Gutes zu thun und es nicht thaten. Nach vielen Verhandlungen ertheilte ihm endlich der Herr von Oynhausen einen **Salvum conductum**, oder Sicherheits- und Geleitsbrief, so arglistig und betrügerisch abgefaßt, daß Geis ihn auslegen konnte, wie er wollte: Der **Salvus conductus** aber lautete also:

„Uff Johann Schülers, Rosenbachischen gewesenen Müllers zu Lindheimb abermaligen unterm **dato** den 29. April 1664 eingeschickten **supplic** der wird allen ohnbil-

ligen Geredt gebettener **Salvus conductus** zu rechtlicher Ausführung seiner Sachen, kraft dieses erkannt.

Signatum den 4. May 1664.

(L. S.) Baumeister und Gan-Erbe zu Lindheim.
Henrich Herrmann von Oynhausen."

Mit diesem verfänglichen Schreiben wagte sich Schüler nicht nach Lindheim, sondern er ging flüchtig umher und verbarg sich bei guten Freunden. Er kannte den Amtmann wohl; der würde wenig Umstände mit ihm gemacht haben, hätte er seiner habhaft werden können. Doch geht die Sage, er sei einmal vor Geisens Tod in der Nähe von Lindheim gewesen. Denn einige Bürger von Lindheim, die Morgens am Kirchhofe vorbeifuhren, wollen eine Gestalt drinnen gesehen haben, auf dem Grabe der Schülerin kniend. Daß es der Müller gewesen sei, konnten sie nicht behaupten, und der Pfarrer, dem sie es erzählten, sprach: „Schweigt stille davon, Ihr Nachbarn, und gönnt dem Müller, ob er es selbst war oder sein Geist, die Thränen um sein Weib. Der Amtmann braucht davon nichts zu wissen!" Auch heißt eine Stelle in dem nahen Steinberg, wo zween Felsen unter dichtem Gebüsche eine Art von Höhle bilden, noch jetzt „des Müllers Haus!" Ob der Flüchtling da gewohnt und um seine Martha geweint, ob ihn da der Pfarrer besucht, und ob er dort wohl seine Kinder gesehen, das Alles ist möglich; aber in Hölkers Hausbüchlein steht nichts davon. Es kommt uns fast vor, als schweige der Pfarrer aus gutem Grunde über des Müllers Aufenthalt.

Sechstes Kapitel.

So lange der Müller noch im Hexenthurme saß, hatte Geis nicht gewagt, etwas von seinem Eigenthume an sich zu reißen. Er hatte sich damit begnügt, das Amtssiegel vor Kasten und Thüren zu legen. Jetzt aber, da der Müller entflohen war, glaubte er seiner Habsucht den Zügel lassen zu dürfen. Er fand eine bedeutende Summe an baarem Gelde in der Mühle und nahm den größten Theil desselben für sich, die Blutschöffen erhielten das Vieh und den Hausrath des Müllers. Sie räumten die Mühle so rein auf, daß, wie Schüler in seinem Schreiben an's Kammergericht sagt, „auch keine Maus habe einen Bissen darinnen finden können.“ Mit dieser offenbaren Dieberei hatte er sich aber selbst die Falle gestellt; denn so eigenthümlich war die Zeit, in die die Schreckensjahre von Lindheim fallen, daß die Ganerben, die die Hexenleute zu Dutzenden verbrennen ließen, ohne eine Klage anzunehmen, auf die Anklage der Dieberei hin ein wachsameres Auge auf den Amtmann hatten. Wer fühlt sich da nicht zum Glauben versucht, es sei eine Art von Mißgunst gewesen, da das Vermögen der Hingerichteten eigentlich der Ganerbschaft gehörte? —

So geheim auch der Pfarrer des Schülers Befreiung bewerkstelligt hatte, so mußte doch der Amtmann Verdacht geschöpft haben, und nach seiner hinterlistigen Gemüthsart beschloß er, auch Diesen zu verderben. Aber wie das anfangen? So viel Mühe sich auch der Hexenrichter gab, in den Verhören eine Aussage gegen den Pfarrer aus den Hexenleuten zu pressen, so war doch bis dahin alle seine List umsonst gewesen. Das war ein gutes Zeichen; denn die Verwilderung der Gemüther war so gestiegen, daß Kinder selbst ihre eignen Aeltern als Hexen angaben. Aber

der gute Hölker war ein zu treuer Freund seiner Gemeinde, ein zu aufopfernder Beschützer der Unglücklichen, daß es von den armen Gemarterten als ein zu schmählicher Undank erkannt wurde, auf den braven Mann auszusagen. Da half dem Amtmann ein Blutschöffe, der wilde Krieger, zu seinem Zweck. Der hatte eine absonderliche Wuth auf die alte Else. Woher diese Wuth rührte, das wußte man nicht, aber er benutzte jede Gelegenheit, den Amtmann gegen das „kunstreiche Weib" einzunehmen, Die, meinte er, müsse am beßten brennen, denn sie sei bei lebendigem Leibe ein Schwefelspan; dazu sei sie auch gewiß mit dem Laster der Hexerei behaftet, und sei wiederholt auf sie bekannt worden. Ist uns eine Vermuthung erlaubt, woher der Haß des Krieger gegen die alte Else gerührt, so möchten wir glauben, der Stolz des alten Weibes habe den Krieger geärgert. Die Else kümmerte sich um Niemand, gab Niemand gute Worte, grüßte Niemand auf der Straße, beleidigte aber in Wort und Werk Jedermann. In den Hexenprozessen tritt sie selten in den Vordergrund, wird sie selten als Anklägerin genannt; aber es starb Keiner von den armen Hexenleuten, ohne von ihr zu reden und an sie zu denken, ohne sich zu besinnen, bei welcher Gelegenheit er wohl die Else beleidigt habe. Dazu sah man den Büttel gar zu häufig in die Pforte schleichen, um Rücksprache mit der Else zu nehmen, und das alte Weib lachte gewöhnlich aus vollem Halse, wenn über die Brücke ein neuer Zug von Hexenleuten nach der Burg geführt ward. Genug, der Krieger hatte den Untergang der alten Else beschlossen, und er rückte dem Amtmanne vor, wie gefällig er sich gegen ihn benommen, daß er seinen Gevatter, den Schüler, ihm preisgegeben. Da dachte der Amtmann, eine Ehre sei der andern werth und schickte

den Krieger selbst hin, sein Schlachtopfer abzuholen. Der Büttel ging auch mit und blieb, sich die Augen reibend, an dem Pfortenthürchen stehen. Die Else glaubte anfangs, als ihr die Vorladung ward, der Krieger wolle mit ihr scherzen und überschüttete ihn mit einem Strome von Verwünschungen. Als aber der Blutschöffe ernst blieb und ihr drohte, sie mit Gewalt fortzuschleppen, da schritt sie mit aufgerichteter Gestalt und rollenden Augen vor dem Krieger hinaus vor die Pforte. Ein Blick auf den Büttel, der mit kläglichen Gebärden sich an die Mauer lehnte, überzeugte sie von der nahen Gefahr; sie blieb stehen und begann, sich schnell im Kreise drehend, Zaubersprüchlein zu murmeln, beschrieb mit den Fingern Kreise in die Luft und schlug mit dem Stabe, auf den sie sich stützte, nach den Männern. Doch damit erreichte sie ihren Zweck nicht. Männer, die das Blut so vieler Unglücklichen mit verhärtetem Herzen hatten fließen sehen, die bebten nicht vor den Zaubersprüchen einer alten Frau, an deren Weisheit sie nie geglaubt hatten. Sie faßten die Else sehr unsanft an ihren dürren Armen und schleppten sie nach dem Drillerhaus. Kaum war der Driller in Bewegung gesetzt, so hörte man weithin das Gebrüll der Else. Anfangs stieß sie Verwünschungen und Flüche gegen den Amtmann aus, und warf dem mit furchtbarer Beredsamkeit und großer Treue des Gedächtnisses alle seine Schandthaten vor; dann flehete sie die Dastehenden um Hülfe an und versprach ihnen alle Schätze der Welt. Als aber Alles vergeblich war, da erklärte sie sich zum Bekenntnisse bereit. Was aber bekannte sie? Sie sei auf einem großen Teufelsabendmahle gewesen; da habe sie den Schultheiß Ludwig Alban und die Kirchenbaumeister Andreas Eckel und Hans Hummel, und des Pfarrers Hausfrau, die den Wein dazu gegeben, gesehen,

wie sie mit dem Teufel und des Teufels Großmutter getanzt. Ja, sie gab die sämmtlichen Blutschöffen und den Büttel und eine Menge der angesehensten Bürger, auf die bisher nie war bekannt worden, als Hexenleute an. Das verdroß den Amtmann gewaltig, und er befahl dem Büttel, der Else jedesmal auf's Maul zu schlagen, wenn sie einen Namen nenne, den er nicht im schwarzen Buche haben wollte. Das merkte sich die Else und gab geringere Leute an und half dem Herrn Amtmann noch zu manchem Namen, den der gern hörte, namentlich betheuerte sie hoch, wie des Pfarrers Hausfrau die größte Hexe sei, die sie je bei einem Teufelstanze gesehen. Da gab's wieder volle Arbeit und die Marterscheuern hallten wieder von dem Geschrei der Schlachtopfer, und in dem Hexenthurme waren die Gefangenen ordentlich schichtenweis eingesperrt.

Hölker empfing die Botschaft von der Aussage der alten Else gegen seine Hausfrau wie ein Christ, dessen Sprüchwort ist: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" Er fiel mit seiner Margareth auf die Knie nieder und betete mit ihr eine Stunde und länger, und dann sprach er: „Margareth, laß uns aushalten, wie es des Herrn Wille ist. Ich könnte Dich flüchten lassen, wie so Viele bisher gethan, und Dir bei guten Freunden ein sicher Plätzchen ausmachen; aber Du sollst nicht verfolgt werden und in die Hexenjagd kommen, wie das der Geis gern thut, damit er Grund habe zur Anklage. „„Des Herrn Rath ist wunderbar; aber er führet es herrlich hinaus!"" Da weinte die Pfarrfrau laut und küßte ihre Kinder und dann betete sie wieder. Und wie sie betete und die Hände rang, da hörte man ein Stöhnen vor der Thüre und ein Jammern; und als der Pfarrer die Thüre öffnete, da stand der Büttel draußen und kratzte sich in den Haaren

und that, als wolle er vor Gebreste vergehen. „Herr, in deine Hände sei mein Sach' gestellt!“ rief da der Pfarrer und nahm sein Weib bei der Hand und sprach: „Komm, Margareth, wir wollen selbander vor Gericht gehen, wie wir einst zum Altare gegangen sind. Was Dich trifft, das soll auch mich treffen.“ So traten sie vor die Thüre des Hauses. — Da kam über die Brücke und durch's Thor ein stattlicher Zug von Reitern, und voran ritt der Herr von Rosenbach. Der hielt sein Pferd an und sahe nieder auf den Pfarrer und sein weinendes Weib und sprach: „Grüß Euch Gott, Herr Pfarrer, wie geht's Euch!“ „„Gnädiger Herr,““ sprach Hölker, „„ich geleite mein Weib unter's Rathhaus; der Geis will auch die als Hexe braten. Seid eingedenk, gnädiger Herr, Eures Amtes christlicher Obrigkeit und helft mir und meinem armen Lindheim von dem Geis, sonst ist bald Niemand mehr übrig, Euch in Lindheim willkommen zu heißen!““ „Das verhüte Gott,“ sprach der Herr von Rosenbach. „Kommt, ich will mit Euch unter das Rathhaus reiten und selbst zu Gericht sitzen!“ Als das der Büttel hörte, war er schnell auf und davon; und als man unter das Rathhaus kam, da war Niemand zu sehen, weder der Geis, noch die Blutschöffen, noch Einer von den Schindern; nur Einige der armen Hexenleute standen zitternd da. Die warfen sich vor dem Pferde des gnädigen Herrn nieder und flehten ihn um Erbarmen an. Um das brauchten sie nicht lange zu bitten; denn kaum war der Herr von Rosenbach in seinen Hof eingeritten, so öffnete der Büttel alle Gefängnisse und entließ mit einem gar schlauen, feinen Lächeln die Eingesperrten, bis auf die alte Else. Da sich Niemand um die kümmerte und auch Niemand sich um ihre Befreiung bemühte, so blieb die im Hexenthurme sitzen. Ach,

hätte man sie doch entlassen, ach, hätten doch die Begnadigten ihre Befreiung erbeten, wie viel Menschenleben wären damit gerettet worden! So aber blieb sie sitzen, und damit lag der Funke unter der Asche, der nur auf den Wind wartete, um einen großen Brand anzurichten. —

Der Herr von Rosenbach ging hart mit dem Amtmann um und nannte ihn einmal über das anderemal einen Schurken und Landläufer; und als ihm gar Junker Hans einen treuen Bericht von des Amtmanns Blutdurst und Rachsucht gegeben hatte; da sagte er sich völlig von dem Hexenprozeß los, und schalt seinen Verwalter, den Augustin Huber, daß er ihm nicht längst über die Sache Vorlag gemacht. Der zuckte die Achseln und schwieg stille, und daran that er klug, denn er war wirklich, wie ihn Hölker in seinem Hausbüchlein nennt: „Vir levis et gravissimus calumniator," das ist zu Deutsch: „Ein leichtsinniger und überaus unzuverlässiger Mann."

Nun sollte man meinen, wird doch das Brennen in Lindheim aufhören! Die Hexenleute waren entlassen, und es war einige Wochen hintereinander ein Frieden im Orte, den man seit Jahren nicht gekannt hatte. Aber der Geis war weit entfernt, mit dem Morden aufzuhören. Daß er ein Schurke war, das wußte er längst; es griff ihn also der Tadel des Herrn von Rosenbach gar nicht an. Den betrachtete er überhaupt nicht als seinen Herrn, und kannte zu wohl die Eifersucht zwischen den Ganerben, als daß ihn die Maßregeln des Herrn von Rosenbach hätten irre machen sollen. Er stellte im Gegentheil in einem Berichte an den Herrn von Oynhausen das Einschreiten des Domdechanten als einen Schritt der Willkür dar, zeigte seinem Herrn, wie dadurch das Ansehen der übrigen Ganerben geschmälert werde, sprach von dem Wunsch der

Bürgerschaft, daß der Prozeß wieder begonnen werden möge, und schilderte sich selbst als den treusten Diener, der in des gnädigen Herrn Dienst habe unschuldig leiden müssen. Die Folge war eine Erneuerung der Vollmacht zur Führung des Hexenprozesses, worin der Eifer des Amtmanns als ein Gott und der lieben Obrigkeit wohlgefälliges Werk gelobt ward. Zugleich bekam der Junker von Grünrodt ernste Weisung, sich stracks nach Lindheim zu begeben, des gnädigen Herrn Rechte zu wahren und die rebellischen Unterthanen im Zaum zu halten.

Das war Wasser auf des Amtmanns Mühle, aber Feuer auf der armen Lindheimer Dach. Schon sah man die Blutschöffen, die sich während des Domdechanten Anwesenheit nicht hatten sehen lassen, wieder stolz und hochfahrend über die Straßen gehen; schon sah man den Büttel sein Lachen wieder in Weinen umwandeln, und mit gar kläglicher Miene und in gar weinerlichem Tone den Vorübergehenden einen guten Tag wünschen. Der Amtmann dagegen schritt täglich mehrmal mit seinem rasselnden Säbel unter den Fenstern des Junker Hans vorüber nach dem Hexenthurm; und wenn er dessen Schlösser untersucht und die Ketten in seinen Händen gewogen, auch wohlgefällig den schwarzen Platz betrachtet, auf dem er bisher seine Teufelsküche, wie er das Brennen nannte, gehalten; dann sah er zu dem Fenster auf, an dem Fräulein Bertha zu sitzen pflegte und lachte oder pfiff ein schwedisches Reiterlied.

Während aber so der Amtmann sich auf's Brennen rüstete, rüsteten sich auch in Lindheim die Herzen der Bürger zum Widerstand. Des Herrn von Rosenbach leutseliges Benehmen und große Gnade hatte den Muth wieder aufgefrischt; dazu schrieb der Schüler von Zeit zu Zeit

Briefe nach Lindheim, worin er den Fortgang seiner Sache am Kammergericht meldete. Auch war ein Doctor der Rechte zu Gießen, Liebknecht geheißen, der nahm sich der armen Lindheimer gar thätig an und verfaßte viele Schriften, worin er den Ganerben ihr unchristliches Verfahren so deutlich vor Augen legte, und worin er dem Geis einen solchen Flecken anhing, daß der vor seinen Schöffen mehr als einmal schwur, er wolle nach Gießen reiten und den Federfuchser in Stücke hauen. Dabei blieb es auch; er ging nicht von Lindheim weg. Hier war sein Feld und seine Arbeit. Mit der begann er denn bald. Die Else ward wieder gefoltert und sieben Frauen, auf die sie bekannt, unter denen aber die Pfarrfrau diesmal nicht war, wurden eingezogen. Diesmal aber folgten die Hexenleute nicht so willig. Einige fing man mit List, weil sie sich zur Wehre stellten, Andere ließ man durch Landsknechte, die man von Hanau beschrieb, festnehmen, Andern versprach man Loslassung vor Abend, wenn sie sich freiwillig stellten. Aber es ward Keine losgelassen. Da trat die Bürgerschaft zusammen; es bildeten sich Brüderschaften, die sich verschworen, einander mit Gut und Blut beizustehen; ja sogar die Frauen machten Bündnisse mit einander. Aber der Geis war zu verwegen und die Furcht vor den Landsknechten war zu groß, als daß man sonderlichen Widerstand geleistet hätte. Nur den Gefangenen half man häufig zur Flucht und die Schlachtopfer riß man den Henkern aus den Händen. Dennoch aber brannten die Scheiterhaufen wieder und unter den ersten Hingerichteten war auch die Else. Um sie floß keine Thräne; aber doch behauptet die Sage, der Geis habe die Else sehr ungern hinrichten lassen; denn er habe viel von ihrer Weisheit gehalten, und sich so vor ihr gefürchtet, daß er sie bei'm Verhöre niemals angesehen.

Auch blieb er daheim, als sie verbrannt wurde. Die Else geht noch in Lindheim um in Gestalt eines Schweines, das um Mitternacht vom Hexenthurm aus im Wasser bis an die Mühle schwimmt, und dann hinaufgeht nach der Stelle, wo die Unterpforte gestanden. Wer die Ferkel sein sollen, die man bisweilen in ihrer Nähe gesehen haben will, das wagt der Erzähler nicht zu entscheiden, sintemal er sich nicht sonderlich auf dergleichen Dinge versteht.

Siebentes Kapitel.

In diese Zeit fallen die von dem Geis besonders geliebten Hexenjagden. Wenn eine neue Gefangennehmung im Ort drohte, was man an des Büttels Mienen zeitig sah, oder wenn eine Hexe aus dem Thurm und den übrigen Gefängnissen brach; dann rüstete sich der Geis, wie sich die Jäger zur Jagd vorbereiten. Er selbst bestieg seinen Klepper, die Blutschöffen empfingen ebenfalls Pferde, der Büttel wurde mit einem alten Säbel bewaffnet, die Henkersknechte nahmen Spieße in die Hände, und nun verfolgte man die Spuren der unglücklichen Flüchtlinge. Ward man ihrer in den nahen Wäldern habhaft, so war das noch ein Glück zu nennen; denn die eigentlichen Jagden waren schaudererregend. Zu diesen bot der Geis die Landsknechte der Umgegend, oder auch einzelne Gemeinden auf, die sich zu solchen Streifzügen bewaffneten. Man umstellte die Wälder, man nahm die Häuser, in denen sich die Hexenleute verborgen hatten, im Sturm ein; man hetzte sie über die Felder hin wie das Wild, und namentlich soll es ein fürchterlicher Anblick gewesen sein, den

Amtmann mit gezogenem Säbel vor dem ganzen Jagdzug hersprengen zu sehen. Zwei seiner unbändigen Leidenschaften fanden bei diesen Hexenjagden ihre volle Befriedigung, der Blutdurst und die Habsucht. Eine bei einer solchen Jagd eingefangene Hexe wurde ohne Gnade schon am folgenden Tage hingerichtet; denn aus Angst bösen Gewissens, wie es in den Acten heißt, war sie entflohen. Dann nahm sich Geis, der sonst die Güter der Hingerichteten ohne Entschuldigung und Erklärung an sich riß, die besondere Mühe, seine und seines Gefolges Tagegelder und Zehrkosten, die er aus dem Vermögen der Hingerichteten nahm, zu der gnädigen Herrn Einsicht niederzuschreiben. So heißt es wörtlich in einer dieser Hexenjagdrechnungen: „Vor einen Ritt nacher Ortenberg 5 Rthlr., weilen dazumahlen das Wetter gahre schlimmb, und mußt' bey der eyffrigen Verfolgung der Teufelß-Hexenkönigin mein arm Gesundtheith, Leib und Leben daran wagen." Weiter heißt es **Pag.** 15: „Dem Wihrth zum Hainchen, was die der Hexenkönigin nachgesetzeden Schützen daselbsten vertrunken 2 Rthlr. 7 Albs." **Pag.** 16: „Den 20. Julyus dem Keller zue Geidern bey der Hexenverfolgung in Beyseyn Herrn Verwaltern 12 Rthlr. 15 Albs." **Pag.** 18: „Den 12. Januarii 1664 Hanß Emmeichen zu Bleichenbach, waß der Ausschuß bey der Hexenjagd allda verzehret, **N. B.** in zwey Tag daselbsten versoffen 8 Rthlr." Solcher Posten ließen sich noch Hunderte anführen als traurige Beispiele von der Habsucht und Herzensverwilderung jener Zeit. Die Hexenverfolgungen wurden als lustige Abenteuer betrachtet; bei denen kein Geld gespart zu werden brauchte: es ging ja Alles auf Rechnung derer, die sich ihres Eigenthums nicht mehr freuen durften. Dazu kam noch der

Volksglaube, mit Hexen dürfe man kein Mitleid haben; wer die verfolge und quäle, der thue Gott einen Dienst.

Doch unter diesen Bedrückungen stärkte sich endlich vollends die Selbstkraft der Bürger von Lindheim. Von außen bekamen sie Ermunterung und Zusicherung baldiger Hülfe; aber die Hülfe verzögerte sich von Woche zu Woche und der Amtmann fuhr fort, zu foltern und zu brennen.

Nun geschah es, daß im Hexenthurm zween Jungfrauen saßen, die Eine Volpertine, des Just Mäurers Tochter, die Andere Christine, des Thomas Löbners Tochter. Die Mägdlein waren von gar zartem Alter und aus Feindschaft gegen ihre Aeltern von der alten Barthel-Petern, die vor Kurzem hatte brennen müssen, angegeben worden, als wenn auch sie bei den Hexentänzen und bei dem Teufelsabendmahl gewesen wären. Die Jugend dieser unglücklichen Mägdlein, ihre Unschuld und Schönheit gewann ihnen die Theilnahme der ganzen Gemeinde, und als Geis, gegen alles menschliche Gefühl abgestumpft, die Mägdlein auf die Folter legen und quälen ließ, um sie zu einem Geständniß zu zwingen, das sie nicht thun konnten; da drang ein Schrei des Entsetzens durch ganz Lindheim. Aus allen Häusern strömten Männer und Frauen, Kinder und Greise, mit Allem bewaffnet, was sie im Augenblick ergreifen konnten, in die Burg und vor das Rathhaus. Heulend stürzten die Frauen auf die Henker los. Diese setzten sich zur Wehre; es entstand ein förmliches Gefecht. Geis, der anfangs mit seinem Säbel unter die Menge geschlagen und Mehrere verwundet hatte, erhielt einen Steinwurf an den Kopf, daß er eilig die Flucht ergriff; die Henkersknechte wurden in die Flucht geschlagen, und die auf dem Platze Stand hielten, jämmerlich geprügelt. Der Büttel, der die beiden Mädchen mit Gewalt nach dem

Hexenthurm schleppen wollte, ward niedergeworfen und von den Müttern derselben mit seinem eignen Spieße so zerschlagen, daß er mit schwer gebrochenem Beine und aus vielen Wunden blutend, mußte weggetragen werden. Jetzt ward der Aufstand allgemein. Man erbrach die Gefängnisse, zerschlug die Schlösser, legte Feuer in das Drillerhaus und trieb den Amtmann mit seinen Gehülfen aus der Burg. Mit den Müttern der beiden Hexenmädchen verbanden sich noch acht Frauen aus Lindheim; die zogen, wie sie gingen und standen, gen Speyer; und als sie die Stadt betraten, erfüllten sie die Straßen mit ihrem Wehgeschrei, bestürmten sie die Kammerrichter mit Flehen und Bitten, machten sie eine solche herzzerreißende Schilderung von des Amtmanns Blutdurst, daß auf der Stelle eine Commission ernannt ward, die Sache zu untersuchen. Aber damit war in Lindheim noch kein Friede. An der Spitze einer Schaar hanauischer Schützen drang der Geis mit Gewalt in die Burg, ließ mehrere Verhaftungen vornehmen und drohte mit dem Scheiterhaufen. Täglich gab es Gefechte; die Blutschöffen waren ihres Lebens nicht sicher und als Krieger einen Versuch machte, die Frau des Matthäus Horn mit Gewalt gefänglich fortzuführen, da schlug ihm dieser einen Arm entzwei. Der feige Huber, der bisher als Achselträger in der Mitte gestanden, ergriff endlich auch die Sache der Bürgerschaft.

So stand der Geis, verlassen von seinen Gehülfen und bedroht von dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit, allein da. Sein Beschützer, der Herr von Oynhausen, war fern; aber von ihm erwartete er doch noch weitere Hülfe und gab die Hoffnung keineswegs auf, das leidige Hexengeschmeiß bald mit Stumpf und Stiel ausrotten zu können. Da traf ihn ein harter Schlag, sein Herr that mit ihm, wie die großen

Herren es oft gethan haben sollen; er fürchtete, für alle Verbrechen seines Amtmanns verantwortlich gemacht zu werden, und entließ den Geis seines Dienstes. Aber gewiß, wird man sagen, ward doch der Mörder bestraft, gewiß ward ihm doch sein Blut- und Sündengeld entrissen und er selber des Landes verwiesen? Nichts von dem Allem geschah! Es ward keine besondere Untersuchung gegen den Amtmaun eingeleitet; man ließ ihm, was er geraubt hatte; ja, seine Frechheit ging so weit, daß er nach seiner Entsetzung in der Burg zu Lindheim wohnen blieb. Sogar mehrere Versuche machte er, wieder in sein Amt zu kommen, und schrieb namentlich an den Herrn von Rosenbach deßhalb einen Brief *), in dem er sich in seiner ganzen Unverschämtheit darstellt. In diesem heißt es:

„Itemb, daß er lästert, Huber nämlich, mich mit fremdem, der Hingerichteten Gütter, bereichert zue haben, heiß ich denjenigen abermalß lügen, meine Röchnung weißts auß. die genugsamb examinirt, ich mehreres nidt empfange, alß waß mir pro labore verordnet und durch die Geschwornen dargeschätzet wordten, nemlichen an gehldt, frucht und etzlich wenig Stüeck Viech. Der Confiscirten Gütter aber hab ich mich niemalen theilhaftiglich gemachet, Sondern stehen denen gesambten hochadeligen Ganerben Gestr. zue, denen solche anheimb fallen. ist etwas weniges davon verkauft, wird der Verwaldter zu vernehmben wissen, werden Zweifelßohne auch für hochw. Gnad. darvon ihr part haben.

---

*) Der Erzähler hat hier, wie in den früher angeführten Hexenrechnungen die Schreibart des Amtmanns beibehalten, um dem Leser auch einen Begriff von der gelehrten Bildung des Hexenrichters zu geben.

Die Schmähschrift ist im Außreißen wie der rebellische Matthäus Horn berichtdet, von Hubern geschmidt wordten, weillen er siehet, wo es nun hinaus will, daß er und ein überwißener Dieb vdt **sal. venia** Spitzbub außer der Burggerschaft Befelch geschwätzet; der mehrer Theilß der Burgerschafft, weillen sie nunmehr sehen, wie sie von Hubern verführt vdt sich unverantworttlich gegen ihre gnädige Herrn empördt, fallen wiederum Zurücke, bitten umb hübsch schön Wetter, halten auch ahn, daß der Hexenproceß wiederumb fortgeführet, vndt daß Hexengeschmeiß zur Ehre Gotteß vollendß ausgetilget, auch die Rebellen wiederumb zum Gehorsamb gebracht würden, wozue denn der barmherzige Gotte den gesammbten hochadeligen Herrn Gan-Erben Gnadte, Stärkh, Krafft, Herz und Mueth verleyhen wolle; Damit mich Ewer Hochwürdtigen Gnaden Gottlichen Gnadt, Huelf und Schutz befehlendt.

Ew. Hochwürdig. Gdn.
undtheniger Knecht
Georgius Ludovicus Geissius."

Achtes Kapitel.

Hiermit endigen sich die Schreckensjahre von Lindheim. Gewiß, freundlicher Leser, ist dir das Schicksal der armen Lindheimer zu Herzen gegangen, gewiß hast du den vielen Unglücklichen, die der grausame Geis morden ließ, eine Thräne der Theilnahme geschenkt! Gewiß möchtest du aber auch wissen, was aus den Personen geworden sei, die in dem großen Trauerspiele eine würdige und un-

würdige Rolle gespielt haben! Wir Menschen sehen unsern Gott gar gerne in seiner Gerechtigkeit schon auf Erden einhergehen, auf daß wir getroster dann unser Kreuz auf uns nehmen. Auch da gibt mir des Pfarrer Hölkers Hausbüchlein und manches alte Actenstück erwünschte Auskunft. Auch reden die Leichensteine auf den Kirchhöfen, die sonst oft lügen, viel Wahres, und wer den Sagen des Volks, die von der Großmutter dem Enkel auf ihrem Schooße erzählt worden sind, mit Aufmerksamkeit lauscht, dem wird oft der dunkle Vorhang der Vergangenheit weggezogen.

Der Erste, den die Vergeltung ereilte, war der Büttel Andreas Sauer. So viel auch der Amtmann an ihm that, seinen Liebling und Rathgeber herstellen zu lassen, so wollten doch weder seine Wunden, noch sein zerbrochenes Bein heilen. Elend und verlassen, denn er war unverheirathet, lag er in dem Pfortenstübchen auf der Oberpforte; Niemand besuchte ihn, Niemand tröstete ihn, nur der Pfarrer kam von Zeit zu Zeit, und der sagt uns, er sei ein Heuchler geblieben bis zum letzten Augenblicke. Als er endlich abgezehrt und gestorben, da hat man keine Glocken um ihn läuten dürfen, ist auch aus Lindheim Niemand mit der Leiche gegangen, sondern seine Freunde im Oertlein Enzheim, von wannen er stammte, haben ihn in der Stille eingescharrt. Man muß dem Büttel die Ruhe im Grabe nicht gegönnt, oder gemeint haben, ein solcher Schandbube könne nicht von Gott aufgenommen worden seyn; denn Viele wollen den Büttel gesehen haben, wie er als dreibeiniger Hase, der ein zerschlagenes Bein hinter sich herschleift, dem schwarzen Hunde nachgehinkt sey, wenn der die Runde mache. Warum man ihn aber öfter am Unterthor gesehen, denn am Oberthor, wo er doch ge-

wohnt, das erklärt man aus seiner Freundschaft zu der alten Else, die dort als Schwein umgeht.

Stophel Lieder und Konrad Euler, die Blutschöffen, sind arm geworden noch bei Lebzeiten des Pfarrers, und der Euler hat dazu die schwere Noth, d. h. die fallende Sucht, in einem solchen Grad bekommen, daß er bald in's Wasser und bald in's Feuer gefallen und so eines elendiglichen Todes gestorben ist.

Der Andreas Krieger hat noch lange gelebt, ist aber von Jedermann gemieden worden wie die Pest. Die Kinder sind auf der Straße davon gelaufen, wenn sie ihn haben kommen sehen, und wer gekonnt, der ist dem Gespräch mit ihm ausgewichen. In einem Briefe, den ich aufgefunden, schreiben die Ganerben an ihren Oberschultheiß über ihn: „Weilen Andreas Krieger ein schlimmer Gesell, der nichts thut, als Leut' an einander hetzet, Uneinigkeit anstiftet, sonsten auch eines schlechten Gerüchts, und umb seiner vor etlichen Jahren begangenen Thaten wegen, ein anderes verdient hätte, und perjurus worden; als wird man disseits gar nit willig und gestatten können, daß er zur Wirthschaft aufgenommen werden möge." Sonst aber hat es ihm äußerlich sehr wohl gegangen. Er hat von dem gestohlenen Gute ein neues Haus gebaut und hat seine Kinder alle gut ausgestattet und auch ihnen Häuser gebaut. Aber die Kinder haben dem Vater keine Freude gemacht; sie haben das Ihre verschwendet und haben mit ihrem Vater gestritten und haben Hand an ihn gelegt und ihn mißhandelt. Da hieß es einst an einem Abende in Lindheim: „Der Krieger liegt am Sterben!" Auf dieß Wort ist Alt und Jung vor sein Haus geeilt, zu sehen, ob der gerechte Gott den Blutschöffen selig sterben lasse. Da hat Jedermann mit Grauen gesehen,

wie es in der Stube des Krieger geblitzt und geleuchtet, wie ein Feuerballen darinnen umhergefahren, und endlich zerplatzt ist. Da ist der Krieger gestorben und die Leute sagten: „Unser Herrgott hat ihn im Feuer sterben lassen!"

Dem Geis ist auch kein selig Stündlein beschieden worden. Nicht lange, nachdem er seinen Abschied erhalten, 1666, hat er gen Büdingen reiten wollen auf seinem Klepper, der so manche Hexenjagd mitgemacht. Wie er an den Stümmelsberg kommen ist, da hat ein Weib von Lindheim am Wege Futter gesucht. Die hat sich umgedreht, als sie den Amtmann von ferne gesehen und ihm den Rücken zugekehrt, denn es ist ihr bange geworden in seiner Nähe. Das hat den Geis verdrossen und er ist auf sie zugeritten; und als er gar gesehen, daß es die Schulzenanne gewesen, die einst aus dem Hexenthurm entsprungen; da hat er seinen Säbel gezogen und gerufen: „Wart', Hexenkönigin, ich will dich springen lehren!" Da hat das Weib die Flucht ergriffen und ist hinauf in's Feld gelaufen und der Amtmann ist ihr nachgesprengt und hat sie schier erreicht. Da ist sie athemlos an den Steingraben kommen, der durch's Feld führt und hat sich hinabgestürzt in den Graben, meinend, der Amtmann könne ihr nicht folgen. Der aber hat wuthentbrannt seinem Klepper die Sporen in die Seiten gesetzt und hat ihn zum Sprunge ermuntert. Da hat das Thier einen gewaltigen Sprung gethan und ist hinabgestürzt in den Graben und der Geis ist über des Thieres Hals zuerst hinabgefallen, und haben beide den Hals gebrochen. Als die Schulzenanne, die athemlos und halb todt nach Lindheim gelaufen kam, das erzählte, da ist die ganze Gemein' hinausgegangen und haben von dem Wege aus den Amtmann neben seinem Klepper liegen sehen; aber hinauf an den Graben hat sich Keiner gewagt. „Denn," sagte

man, „der Teufel hat dem Amtmann den Hals gebrochen und ist sicher noch bei ihm." Seit dem Tage heißt der Steingraben der Teufelsgraben bis auf diese Stunde. So lag nun der Amtmann neben seinem Gaul mehrere Tage, und Füchse und Raben stritten sich schon um das Aas. Keine Ueberredung und kein Zwang konnte die Bürgerschaft vermögen, Hand an den Amtmann zu legen und seinen Leib der Erde zu übergeben. Endlich ließ ihn Junker Hans von Fremden, man sagt von den Schinderskknechten, die ihm einst geholfen, beerdigen, aber wo? das weiß man nicht bis auf diesen Tag. Auf dem Kirchhofe zu Lindheim liegt er nicht; denn die Bürgerschaft hielt dorten Wache. Die Todten hätten keine Ruhe in den Gräbern, meinte man, wenn der Geis unter sie gelegt würde. Die Kinder und Enkel und Urenkel derer, die einst so hart mit dem todten Amtmann verfuhren, haben ihre Väter oft darüber getadelt. „Denn," sagten sie, „seitdem hat der Amtmann noch keine Ruhe und geht als ein schwarzer Hund mit großen Feueraugen, der eine schwere Kette nach sich schleppt, umher." Den schwarzen Hund will Mancher in Lindheim schon gesehen haben, sieht ihn auch jetzt noch Mancher; aber ich möchte glauben, daß es gar oft der Branntwein sei, der aus ihren Augen leuchtet, und das böse Gewissen, das aus ihrem Herzen bellt. Der Richter im Himmel weiß am beßten wie der Spruch seine Erfüllung finden wird: „„Wer auf das Fleisch säet, der wird von dem Fleische das Verderben ernten.""

Was sich von dem Junker Grünrodt sagen läßt, das ist bald erzählt. Nach dem Tode der Müllerin ward er von seinem Oheim, dem Herrn von Oynhausen, gezwungen, auf kurze Zeit sein unstätes Leben aufzugeben und nach Lindheim zurückzukehren. Sein Leichtsinn ließ ihn gar nicht

mehr an die Drohung der Fräulein Bertha denken und er trat mit großer Keckheit vor das Fräulein hin. Die aber sprach: „Junker Grünrodt, der Müllerin Tod hat uns geschieden; aus Eurem Mund hör' ich kein Wort der Liebe mehr!" Das konnte der Junker nicht verstehen, aber Bertha blieb standhaft, und wenn er dringender ward, dann wieß sie mit ernster Miene hin auf den Hexenthurm, den man hinter den Ulmenbäumen erblickte und sprach: „Das ist das Grabmahl unserer Liebe!" Der Pfarrer Hölker sagt uns, diese Festigkeit des Fräuleins habe ihre Wirkung auf den Junker nicht verfehlt; er sey seitdem stiller und ernster geworden. Später ist er unter die Kriegsvölker in den Niederlanden gegangen und ist bald im Felde geblieben. Er war ein treues Bild von dem unedlen Sinn der Edelleute jener bösen Zeit.

Von Fräulein Bertha hörten wir gewiß gerne noch viel erzählen; aber der Berichterstatter, dem wir hier, um der Wahrheit treu zu bleiben, allein folgen können, sagt von ihr nur, daß sie geblieben wäre, was sie war: „Der Armen Schutz, der Bösen Trutz!" Nach dem Tode ihres Vaters, der im Jahre Christi 1672 sanft und selig im Herrn entschlief, lebte sie allein in dem Hause ihrer Väter in Lindheim und sah bessere Zeiten und glücklichere Menschen um sich, als in jenen Schreckensjahren. Verheirathet ist sie nie gewesen, sondern hat als Jungfrau fromm und häuslich ihr Leben geführt. Als sie im Jahre 1682 in eine schwere Krankheit verfiel, da hat sie den alten Hölker an ihr Krankenbett rufen lassen und ihm „ihre Armen," wie sie die Verlassenen und Unglücklichen in Lindheim nannte, anempfohlen, und hat unter andern Vermächtnissen an die Kirche zu Lindheim bestimmt, daß auf Johannes, des Täufers, Tag, der ihr Geburtstag war, Brod unter die Armen

solle vertheilt werden. Noch läuten darum jährlich am Tage Johannis die Glocken in Lindheim, noch werden die Körbe mit Brod auf das Grab der guten Bertha, das vor dem Altare der Kirche zu Lindheim ist, gestellt, noch empfangen die Armen aus der Kirchenpfleger Hand das Brod mit der Erinnerung, „für die gute Bertha zu beten."

Der Müller Schüler hat nicht in Lindheim bleiben mögen, wo das Grab seines Glückes ihm gegraben ward, sondern er ist nur einmal nach des Amtmanns Tod dort gewesen, um einen Denkstein auf das Grab seiner Martha zu setzen und seine Kinder abzuholen. Wohin er gezogen, davon sagt uns Hölker nichts, daß er aber den Aufenthalt seines Freundes wohl gewußt, und fortwährend mit ihm in Verbindung geblieben sey, das verräth uns eine Stelle aus den Pfarregistern von Lindheim, wo es heißt: „Donnerstag, den 17. **Octobris** sind copulirt worden **Johannes Schüler,** gewesenen Müllers allhier in Lindheim Sohn, und **Anna Barbara**, meines, des zeitigen Parrherrn Tochter."

Ein Jahr nach Fräulein Bertha's Tode begrub man auch den alten Hölker, nachdem er 36 Jahre zu Lindheim gestanden. Schon lange vor ihm war sein treues Weib in die Ewigkeit gegangen. Zitternd schrieb er, noch wenige Tage vor seinem Tode, in sein Hausbüchlein seinen Trostspruch: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" —

„Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand, und keine Qual rühret sie an." — —

Druck von Kohler und Teller in Offenbach am Main.

Erlangen,
Heyder und Zimmer.
1850.